

**Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften**

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1935. Heft 2

**Friedrich Nicolais Briefwechsel
mit St. Blasien**

Ein Beitrag zu seiner Beurteilung des Katholizismus
auf Grund seiner süddeutschen Reise von 1781

von

Georg Pfeilschifter

Vorgetragen am 12. Januar 1935

München 1935

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

HEINRICH FINKE
ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG

Als Friedrich Nicolai im Jahre 1781 in Begleitung seines ältesten Sohnes seine halbjährige Reise durch Süddeutschland und die Schweiz machte, war er 48 Jahre alt. Er war damals schon in weiten Kreisen Deutschlands bekannt gewesen namentlich durch seine seit 1765 erscheinende „Allgemeine deutsche Bibliothek“, eine alle Gebiete umfassende kritische Literaturzeitung mit einem im Laufe der Zeit sehr groß gewordenen Mitarbeiterstab von Rezensenten aus ganz Deutschland. Sie wurde von ihm selbst herausgegeben und erschien in seinem eigenen Berliner Verlag, der mit einer Buchhandlung von Weltruf verbunden war. Das Geschäft mit seinen großen und weiten Verbindungen und die Literaturzeitung mit ihren mannigfachen Beziehungen zu Schriftstellern und Gelehrten aller Art und Länder hatte ihm einen weiten Gesichtskreis und reiche persönliche Beziehungen verschafft. Seine wissenschaftlichen und literarischen Interessen waren sehr vielgestaltig. Als Autodidakt in der Hauptsache hat er sich mit unendlichem Fleiß literarische, historische, musikalische und kunstgeschichtliche, aber auch philosophische und theologische Kenntnisse erworben. Mit Lessing und Mendelssohn war er literarisch tätig gewesen für die Hebung „der schönen Wissenschaften“. Und stets stand er in Wort und Schrift und mit seinem Verlag im Kampf für die geistige und religiöse Freiheit, für den Fortschritt der allgemeinen Bildung in Welt und Kirche; alles im Geiste der rationalistischen Aufklärung und eines dogmenfreien Protestantismus. Ich schließe mich gerne dem treffenden Urteil Gustav Rümelins¹ an: „Nicolai war in erster Linie Publicist und Agitator für gemeinnützige praktische Zwecke. Nur war es weniger die eigentliche Politik als die kulturgeschichtliche Seite der gesellschaftlichen Verhältnisse, worauf er seine Tätigkeit richtete und worauf ihn seine buchhändlerische Berufsstellung hinwies. Er war Freigeist, Nationalökonom, Statistiker. Er kämpfte gegen die hierarchischen Elemente in den öffentlichen Instituten, für Preßfreiheit,

¹ „Nicolai und sein Reisewerk über Schwaben“ S. 411 f. [in Reden und Aufsätze. Neue Folge. II (1881) 407–442].

für erweiterte und zeitgemäßere Volksbildung, für Befreiung des Ackerbaus und der Gewerbe von lähmenden Beschränkungen, für Popularisierung der deutschen Wissenschaft. Er war seiner Naturanlage nach ein grundgescheidter Mann, ein klarer, gründlicher, praktischer Denker von einer wirklich staunenswerten Vielseitigkeit der Kenntnisse, die nur durch die Verbindung eines großartigen, buchhändlerischen Geschäfts und einer vieljährigen Redaktion kritischer Journale mit großem Fleiß und leichter Auffassung verständlich wird. Dabei fehlte aber seinem Talent die Phantasie, Feinheit und Tiefe, welche den großen Schriftsteller macht.“

Nicolai verließ Berlin am 1. Mai 1781. Die Reise ging in eigenem Wagen über Bamberg, Nürnberg, Regensburg, auf der Donau hinab nach Wien, von dort nach Preßburg; dann über München, Augsburg, Ulm nach Stuttgart, Tübingen und St. Blasien; von da durch die Schweiz und zurück über Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt a. M., Fulda, Göttingen, Hannover und Magdeburg. Die Beschreibung dieser Reise schließt mit dem XII. (1796 erst erschienenen) Bande, in welchem noch St. Blasien ausführlich behandelt wird. Für die beabsichtigte Fortsetzung finden sich noch Notizen und Vorarbeiten in seinem handschriftlichen Nachlasse in der preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.¹

Was Nicolai, wie manchen andern aus Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz² nach St. Blasien gezogen hat, zu dem, so schwer erreichbaren Benediktinerkloster im Hochschwarzwald, war ein Doppeltes. Erstens die Person des damaligen Fürstabts Martin Gerbert von St. Blasien, der schon damals auch im protestantischen Norddeutschland weiteren Kreisen bekannt geworden war durch seine verschiedenen historischen Arbeiten zur Geschichte des habsburgischen Kaiserhauses, durch sein berühmtes zweibändiges Werk „De cantu et musica sacra a prima ecclesiae

¹ Vgl. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 24 (1909) 117–125.

² Vgl. die von mir bearbeitete „Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien“ (im folgenden zitiert mit GK) II (Karlsruhe 1934) S. 73–75 (Professor C. W. von Koch aus Straßburg); S. 584–586 (Nicolai); S. 598–599 (Professor Heinrich Sander aus Karlsruhe); S. 599–602 (G. W. Zapf aus Augsburg).

aetate usque ad praesens tempus“ und durch seine 4 Bände umfassenden geschichtlichen Arbeiten über die „Vetus Liturgia alemannica“ (Texte und Untersuchungen).¹ Und zweitens wünschte Nicolai St. Blasien zu sehen wegen der großartigen Neubauten der Klosterkirche und der Klostergebäude,² welche 1768 durch einen furchtbaren Brand³ vernichtet worden waren. Die Kirche hat Nicolai gerühmt als das „bei weitem vollkommenste moderne geistliche Gebäude in Deutschland, das ich wenigstens gesehen habe“.⁴ Nicolai hat sehr bedauert, daß er nur einen einzigen Tag — es war der Festtag des hl. Apostels Jakobus am 25. Juli — in St. Blasien bleiben konnte. Für die Beschreibung St. Blasiens in seinem großen Reisewerk erbat er sich zur Ergänzung seiner eigenen Tagebuchaufzeichnungen zweckdienliche Materialien von dem Archivar des Klosters P. Mauritz Ribbele, wie er das auch für andere Orte häufig hat tun müssen. So entstand eine kleine Korrespondenz zwischen beiden Männern, die sich durch mehrere Jahre, von 1782–1787 hinzog. Bei ihrer ganz verschiedenen Grundeinstellung zu allen Fragen der Religion und Kirche, die in den Mittelpunkt des Briefwechsels traten, verdient er unser besonderes Interesse.

Denn auch P. Ribbele war nicht irgendein Dutzendmensch. Er gehörte zu jenen vielseitig gebildeten Mönchen, welche Gerbert sich zu einem gelehrten Mitarbeiterstab herangezogen hatte. „Nach dem Beispiele dieses edlen Abts hat sich — so schreibt Nicolai Reise XII 86 — auch sein Stift gebildet. Alle sind gelehrte Leute; an allen, die wir sahen, bemerkten wir das heitere, unbefangene, gefällige, herzliche Wesen ihres Oberhaupts, mit eben dem strengen Sinne für Wohlstand und Schicklichkeit verbunden, der ihr Oberhaupt auszeichnete. Unter ihnen bin ich den

¹ Vgl. GK I p. VII–XII und meinen Aufsatz über Gerbert in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 28 (1913) 273–315.

² Vgl. Ludwig Schmieder, Das Benediktinerkloster St. Blasien. Eine baugeschichtliche Studie (Augsburg, Filserverlag 1929) 4^o. 247 S. Text, 123 Abbildungen und 128 S. Anhang.

³ Vgl. GK I 214 f.

⁴ „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“, Band III (Berlin und Stettin 1784) S. 43. Im folgenden zitiere ich die Bände mit „Reise“.

meisten Dank schuldig dem P. Moritz Ribbele, damaligem Archivare des Stifts, der jetzt (1796) des Fürsten Abts Martins II. würdiger Nachfolger ist. . . . Er hat außer sehr gründlicher historischer und diplomatischer Gelehrsamkeit, wie man sie von einem Manne schon vermuten kann, dem ein selbst so gelehrter Abt das Archiv eines solchen Stifts anvertraute, noch mehrere andere gelehrte Kenntnisse von mancherlei Art. . . . Ich habe seit der Zeit mit ihm im Briefwechsel gestanden, aus dem sowohl seine mannigfaltigen Kenntnisse als auch, bei aller Verschiedenheit unserer Meinungen, sonderlich in religiösen Sachen, seine edle Toleranz, seine schätzbare Offenherzigkeit, seine Wahrheitsliebe und sein menschenfreundlicher Charakter hervorleuchtet“ (Reise XII 86 f.). Ribbele war in der Tat ein heller, klarer Kopf und ein gerader, offener, mutiger Charakter. Fünf Jahre jünger als Nicolai; ein Luxemburger, Sohn adeliger, aber blutarmer Eltern, die er schon in Kinderjahren verloren hatte. Seine vielfache Verwendung in den wichtigsten Klostersgeschäften rechtlicher Natur vermittelte ihm eine umfangreiche Geschäfts- und Personalkenntnis, eine gute politische Erfahrung und eine große Gewandtheit im persönlichen wie schriftlichen Verkehr. Er hatte, als ihn Nicolai kennen lernte, seinem Stifte bereits wertvolle Dienste geleistet, indem er in Wien zuerst als Wegbereiter und Begleiter Gerberts, dann selbständig die vielfach bedrohten Interessen seines Klosters und des sanktblasischen Herrschaftsgebietes während eines fast dreijährigen Aufenthalts in der Kaiserstadt (April 1776 bis Februar 1779) zu vertreten hatte. Auch in Innsbruck, dem Sitz des vorderösterreichischen Landesguberniums, war er wiederholt (in den Jahren 1779–1782) für sein Kloster tätig gewesen und hatte von dort aus eine kurze Reise nach Venedig unternommen. Aus Anlaß der Anwesenheit Papst Pius' VI. in Wien war er wiederum von Innsbruck dorthin beordert worden (März 1782), um Gerbert zu erwarten. In Wien wie in Innsbruck hatte er vor und nach Gerbert Audienzen beim Papst in Begleitung Garampis, des Wiener Nuntius. Und als der Plan auftauchte, ein selbständiges vorderösterreichisches Bistum zu errichten mit St. Blasien als Sitz und Gerbert als Bischof, da war ihm die Aufgabe zugefallen, die prinzipiell ablehnende Haltung seines Stifts bei der vorderösterreichischen Regierung in Frei-

burg i. Br. und beim Konstanzer Bischof in Meersburg zu erklären bzw. zu begründen.¹

Ribbele kannte also den österreichischen und speziell den Wiener Katholizismus sowohl nach seiner religiösen wie nach seiner kirchenpolitischen Seite aus langjähriger Erfahrung sehr viel besser und gründlicher als Nicolai, der, ein Fremdling auf all diesen Gebieten, auf Grund eines nur zwanzigtägigen Aufenthalts in Wien seine außerordentlich umfangreichen literarischen Schilderungen „Von Religion und Religionsgebräuchen in Wien“ (Reise V 1–186) und „Einige Anmerkungen über Sitten, Gewohnheiten, Charakter und Sprache der Einwohner von Wien“ (V 186–321) mit 129 Seiten Beilagen niedergeschrieben hat. Alles in allem war Ribbele eine Persönlichkeit, die Nicolai durchaus ebenbürtig gegenüberstand.

Soweit sich noch feststellen läßt, umfaßte die Korrespondenz 19 Briefe von Ribbele und 14 Briefe von Nicolai; davon sind noch erhalten 17 Briefe Ribbeles und 3 Briefe Nicolais. Die ersteren befinden sich unter dem 94 Foliobände umfassenden Briefwechsel Nicolais in der Berliner preußischen Staatsbibliothek; ich habe von ihnen Schwarzweißphotographien erhalten. Die 3 Briefe Nicolais sind uns erhalten in dem Benediktinerstift St. Paul in Kärnten, wohin die sanktblasischen Mönche nach der Säkularisation ihres Klosters mit einem großen Teil seiner Schätze ausgewandert sind.² Die Abschriften verdanke ich dem Direktor des Stiftungsgymnasiums von St. Paul P. Thiemo Raschl O. S. B. Die zahlreichen bedauerlicherweise fehlenden Briefe Nicolais werden nur sehr mangelhaft ersetzt durch mancherlei Interlinearglossen und Randbemerkungen, welche Nicolai z. T. mit Blei, z. T. mit Tinte in die Ribbele-Briefe hineingeschrieben hat. Seine Handschrift ist noch dazu vielfach sehr schwer zu lesen, manchmal überhaupt nicht zu entziffern. Schon sein Freund Göckingk hat darüber geklagt: „Nicolai schrieb eine deutliche Hand, sobald er an andere, oder für andere schrieb; aber desto undeutlicher ist das mehrste von dem geschrieben, was er bloß

¹ Für diese Personalnotizen ist zu vergleichen das in St. Paul Cod. 167 erhaltene Diarium Ribbeles von der Zeit des Klosterbrandes 1768 bis zum Frühjahr 1783 und GK I und II. Personenindex s. v. Ribbele.

² Vgl. GK I p. III und p. XII–XVIII.

für sich selbst bestimmt hatte. Es ist nur flüchtig auf das Papier hingeworfen, und er hat sich dabei einer Menge ihm eigentümlicher Abkürzungen bedient, die sich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zusammenhange erraten lassen.“¹ Ich habe diese Notizen Nicolais, soweit ich sie zu lesen vermochte, in den Anmerkungen zu den Briefftexten verwertet. Während die Briefe Ribbeles alle eigenhändig geschrieben sind, ließ Nicolai die seinigen von fremder Hand nach seinem Diktat schreiben, da er seine Augen schonen mußte.²

Ich gebe nun den unverkürzten Text der Briefe und lasse dann die Ausführungen über die beiderseitigen religiösen Standpunkte und über die Gegensätze in der Beurteilung des Katholizismus folgen.

¹ Vgl. Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlaß. Herausgegeben von L. F. G. v. Göckingk (Berlin, Nicolai 1820) p. III.

² Vgl. den Schluß des Briefes 4.

TEXTE

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 28. Dezember 1782.

[Schickt die erbetenen biographischen Notizen über Gerbert. Über den vorgeschlagenen Austausch von Büchern. Pränumeration auf Nicolais Reisebeschreibung. Bittet um eine Auskunft betr. die Kanzel der Berliner Hedwigskirche.]

Dero Wertestes ist mir neulich wohl behändigt worden.¹ Nur bedaure ich, daß Dero Verlags-Catalogue nicht beigeschlossen ware, wodurch ich außer stande gesetzt wird (!), über den Inhalt Ihres Schreibens eine bestimmtere Antwort zu geben.² Zuvor- 5
derst muß ich Ihnen beteuren, daß es uns sehr angenehm ge-
wesen, Sie in unsern einsamen Mauren zu bedienen.³ Es schmerzte
uns aber nicht wenig, daß Ihr Aufenthalt nur wenige Augenblicke
uns gegönnet worden. Wir sahen uns zu geschwind Ihres lehr-
reichen Unterhalts beraubt. Indessen macht es uns Vergnügen,
daß Ihnen eben diese wenige Augenblicke nicht unangenehm 10
gewesen, und Sie ein- und anderes nach Ihrem Wohlgefallen ge-
funden haben sollen.

Wie gerne wollte ich Sie mit einer Biographie unseres würdig-
sten Fürsten bedienen, wenn es mir nur erlaubt wäre. Schon
mehrere Gelehrte haben eine solche Lebensbeschreibung begeh- 15
ret. Allein der Fürst wollte es niemals zugeben, obwohl einige der
Hiesigen diese Arbeit unternehmen wollten. Ich darf Ihnen nur
seine Lebens-Epochen hieher setzen.⁴ . . . Ich kann seinen Cha-
rakter, wie mich deucht, nicht besser ausdrücken, als wenn ich
sage, daß er in dem Glücke niemals sich erhoben, in dem Un- 20

¹ Dieser Brief ist verloren.

² Es handelte sich um Austausch der Bücher des Verlags von Nicolai und der sanktblasischen Druckerei.

³ Nicolais Besuch in St. Blasien hatte stattgefunden am 25. Juli 1781. Vgl. GK II Nr. 1169.

⁴ Es folgen die wichtigsten Daten aus dem Leben Gerberts, wie sie Reise XII 64 f. stehen; vgl. GK I p. IX sqq.

glücke aber niemals kleinmütig geworden. Der Vorsicht¹ trauend war er immer gleich demütig und gleich standhaft. Eben in diesen Jahren gab er seine wichtigsten Werke heraus, wovon ich den Katalog hier beilege. Es sind zwar noch einige kleinere Werke². . .
 25 Da aber diese nicht ferner mehr aufgelegt worden, sind sie auch nicht mehr zu haben.

Von den Werken des P. Marquard Herrgott³ sind noch zu haben 1) „Genealogia diplomatica domus Habsburgicae“ 3. Tom. fol. 2) „Monumentorum domus Habsburgicae“: To-
 30 mus I. de Sigillis 1 Vol. fol.; Tomus III. Pinacotheca 2 Vol. fol.; Tomus IV. Taphographia 2 Vol. fol. Der II. Tom oder die „Nummotheca“ ist in dem großen Brande (1768) ein Raub der Flammen geworden. Die „Silva nigra benedictina“ oder „Historia Monasteriorum nigrae silvae O. S. B.“ ist wirklich unter
 35 der Presse und wird künftiges Jahre vollendet sein.⁴

Euer Wohlgeboren sehen hier unsere Bücher, die man hiesigerseits gegen andere umzusetzen immer bereit ist. Nur fällt der weite Transport etwas bedenklich, worüber sich vielleicht aber noch aushelfende Mittel finden ließen. Die „Allgemeine teutsche
 40 Bibliothek“⁵ ist schon wirklich hier und wird fortgesetzt, weil auch mein Freund Herr von Heinecke⁶ dazu beiträgt.

Endlich muß ich noch ein Wort über Dero Reisebeschreibung

¹ Gemeint ist die göttliche Vorsehung.

² Er macht hier namhaft die Bücher Nr. 19, 20 und 24 der GK I p. XXVII sqq. stehenden Liste A der Werke Gerberts.

³ Vgl. GK Brief 1, 2.

⁴ Der I. Bd. dieses Werkes Gerberts ist 1783, der II. und III. erst 1788 erschienen.

⁵ Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“, 1765 begründet, erschien bis 1792 in 107 Bänden, von 1793–1800 in einer neuen Serie, „Neue allg. deutsche Bibliothek“, herausgegeben durch den Buchhändler Bohn in Hamburg, und von 1801–1805 wieder von Nicolai selbst herausgegeben, der sie 1805 eingehen ließ.

⁶ Identisch mit Franz Joseph Frhr. von Heinke, der, seit 1767 Professor an der juristischen Fakultät in Wien, wirklicher Hofrat bei der politischen Hofstelle war und von Kaunitz als Referent in geistlichen Sachen verwendet worden ist. Unter Joseph II. wurde er erster Referent der geistlichen Hofkommission zur Erhaltung und Vertretung des josephinischen staatskirchenrechtlichen Systems. (Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich 8, 221–223). Gerbert hatte während seines Wiener Aufenthalts im Jahre 1772 wiederholt mit ihm zu verhandeln gehabt (vgl. GK I 436, 553, 560).

beisetzen. Mein Freund Herr Hauptmann Heß in Zürich¹ hat mir Ihre Ankündigung mitgeteilt; Ich hab selbe an zerschiedene meiner Korrespondenten geschickt, von denen ich Antwort er- 45 warte. Ich werde auf ein Exemplar für die hiesige Bibliothek praenumerieren² und das Geld an die Herrn Orell, Geßner, Füesslie und Kompagnie in Zürich übermachen, wenn es E. W. nicht zuwider sein sollte.

Von Seiten meines Fürsten hab ich Sie seiner vollkommensten 50 Ergebenheit und Freundschaft zu versichern. Eben dieser gab mir den Befehl, an Sie eine Bitte zu machen, die in Folgendem bestehet. In unserm runden und herrlichen Tempel fällt das Predigen etwas beschwerlich. Der Widerhall ist zu stark. Die St. Hedwigskirche in Berlin ist fast auf die nämliche Form gebauet.³ 55 Dahero wir zu wissen begierig sind, wie und wo daselbst die Kanzel gestellet sei, und welche Wirkung das Predigen in Rücksicht auf die Verständlichkeit herfürbringe. In bestimmter Beantwortung dieser Frage werden Sie uns eine wesentliche Gefälligkeit erweisen. 60

Ich versichere Sie und Dero Herrn Sohn⁴ meiner vollkommensten Hochachtung⁵ . . .

¹ Wohl identisch mit dem im Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz IV (1927) 209 unter Nr. 33 namhaft gemachten Rudolf Heß (1731–1800), Offizier in holländischen Diensten, Hauptmann 1754, kaufte 1763 den Beckenhof in Unterstraß.

² In der im I. Band der Reise (1783) stehenden Liste der Pränumeranten findet sich St. Blasien nicht verzeichnet.

³ Von Friedrich d. Gr. in den Jahren 1747–73.

⁴ Nicolai war 1733 in Berlin geboren, seit 1752 in der Buchhandlung seines Vaters tätig und seit 1760 verheiratet mit Eusebia Macaria, der sorgsam erzogenen Tochter des Leibarztes und Professors der Medizin Samuel Schaar-schmidt. Sie schenkte ihm acht Kinder. Sein ältester zwanzigjähriger Sohn Samuel begleitete 1781 den Vater auf der großen Reise durch Süddeutschland. In der Buchhandlung des Vaters beschäftigt und mit der Tochter des Hallenser Juristen Klein glücklich verheiratet, machte er seinem Leben in einem Anfall von Schwermut im Jahre 1790 ein Ende. Vgl. Bernhard Lepsius, Lili Parthey. Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit (Berlin, Paetel 1926) S. 3 ff. und S. 22. Lili war die 1800 geborene Enkelin Nicolais. Ihr Vater Friedrich Parthey übernahm nach dem Tode Nicolais 1811 dessen Buchhandlung.

⁵ Auf der letzten Seite des Briefes steht von Nicolais Hand vermerkt: „1783. 13. Jan.“ (Zeit des Einlaufens des Briefes.) „15. May aus Leipzig beant. NB! Wegen St. Hedwigskirche.“

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 29. Juni 1783.

[Teilnahme an einer Erkrankung Nicolais. Dank für die Auskunft über die Kanzel der Hedwigskirche. Über Nicolais Reisebeschreibung. Bücheraustausch und besondere literarische Bedürfnisse St. Blasiens.]

Mit wahren Bedauern hab ich in E. W. letzterem Schreiben¹ Dero gefährliche Krankheit vernommen. Wir nehmen hieran einen lebhaften Anteil, gleichwie uns sehr vergnüglich ware, von Dero Wiederherstellung benachrichtiget zu werden. Ich wünsche
5 aus ganzem Herzen, daß Sie Ihre vorherige Kräften und die fort-
hin dauerhafteste Gesundheit wieder erlangen möchten.

Ebenmäßig verdanke ich die gütigste Nachricht wegen der Lage der Kanzel in der St. Hedwigskirche zu Berlin.² Es ist eine ganz natürliche Folge der runden Bauform, daß das Predigen
10 etwas hart fallen müsse, wozu der bei uns notwendige Chor sehr vieles beiträgt. Zum leichtesten wird aber der Prediger verstanden, wenn die Kanzel in die Mitte des Tempels gestellt wird. Wir müssen demnach etwas erfinden, welches nicht nur keinen Übelstand, sondern vielmehr der Kirche noch eine Zierde gebe; be-
15 sonders da die Coupole selber zu fordern scheint, daß in dem Mittel etwas seie, welchem sie zur Bedeckung diene.

Dero Reisebeschreibung wird allgemein belobt und mit größtem Beifall recensiert.³ Ich bin äußerst begierig, selbe zu lesen. Ich bin selber ein Freund der Wahrheit und, ohne meiner Religion zu nahe zu treten, welche mir das heiligste ist, werde ich in
20 allen anderen Materien der unparteiischen Beurteilung gar gerne beipflichten. Ich bin von Ihrer erhabenen Gedenkungsart ganz überzeugt, daß Sie auch in jenen Materien, wo Dieselbe durch Ihre Religion andern Meinungen beifallen, dennoch von der
25 Gegenpartei mit Nachsicht und Wohlstande sprechen werden.

Ich kann nicht glauben, daß der eingeschickte Catalogus jener Ihres ganzen Verlages seie. Sie müssen notwendig weit wichtigere

¹ Vom 15. Mai aus Leipzig; vgl. S. 15 Anm. 5. Der Brief ist verloren.

² Vgl. 1, 54 ff. ³ Der I. und II. Band sind im Jahre 1783 erschienen. Die Vorrede zum I. Band ist datiert vom 4. April 1783.

Werke besitzen. Das System unserer anfangenden¹ Bibliothek ist Denenselben ganz bekannt. Wir suchen die Hauptwerke, die Klassiker in allen Fachen der Wissenschaften. Unser besonderes 30 Augenmerke gehet dermal auf die Theologie, die Kirchen- und Profan-Geschichte; insbesondere aber ist es die teutsche Geschichte, die wir zu bearbeiten suchen. Zu diesem Ende ist nebst der „Silva nigra“,² nebst der Konstanzer Diözesangeschicht³ schon wieder ein weit wichtigeres projektiert, nämlich die „Ger- 35 mania sacra“.⁴ Obwohl zwar die Sache ihre ganze Richtigkeit noch nicht erreicht hat, fängt man doch an, Sammlungen hierzu zu machen. Wir suchen demnach vorzüglich jene Werke, die einen Bezug auf die geistlich- und weltliche Geschichte Teutschlands und dessen nordische Provinzien hat(!). Hier können Sie 40 uns wichtige Beiträge liefern, vorzüglich wenn Sie uns seltene, nicht allgemein bekannte und die alte, auch neue Geographie mehrer berichtigende Monumenten an die Hande schaffen. Verzeihen Sie meine Freiheit. . . .

NS. Mein liebster Fürst macht Ihnen und Dero würdigen 45 Herrn Sohn sein ergebenstes Kompliment.

3

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 4. September 1783.

[Gesundheit Nicolais. Reserviertes Urteil über Nicolais Reisebeschreibung Bd. I. Freiheit von Vorurteilen und Unparteilichkeit unmöglich. Bücheraustausch. Sanktblasische Kanzel. Herzog Karl Eugen von Württemberg in St. Blasien.]

¹ Durch den Klosterbrand vom 23. Juli 1768 sind mehr als 18000 Bände der Klosterbibliothek, die über 20000 Bände zählte, zerstört worden; dazu die ganze Hausbibliothek des Abtes bis aufs letzte Buch (vgl. GK I 215). Über die Erneuerung der Bibliothek vgl. GK I 677 und II 6. (Indices.)

² Vgl. S. 14 Anm. 4.

³ Vgl. GK I 32 f. und II 544, 565 f. und 603. und S. 63–65 des Anm. 4 genannten Buches.

⁴ Vgl. G. Pfeilschifter, Die St. Blasianische Germania sacra. Ein Beitrag zur Historiographie des 18. Jahrhunderts (Kempten, Kösel-Pustet 1921 = Münchener Studien zur historischen Theologie 1) S. 66–72.

E. W. letztes Schreiben von dem 8. vorigen Monats¹ hat mich über Dero Gesundheitsumstände etwas unruhig gemacht. Ich höre zwar mit vielem Vergnügen, daß das Bade zu Freyenwald² gute und hoffnungsvolle Wirkungen bei Ihnen gehabt; indessen
 5 bedaure ich immer jenen Mensch, der zu diesen Mitteln die traurige Zuflucht nehmen muß. Sie sind zwar immer gut, und der weiseste Schöpfer verdienet darum unseren wärmsten Dank. Sie sind aber nicht immer hinlänglich und zureichend genug, das Übel aus dem Grunde zu heilen. Mein Wunsch ist, Ihre voll-
 10 kommenste Herstellung bald zu hören, ohne daß Sie ferners zu diesem Ende nach Freyenwald zu reisen notwendig haben.

Die zween erste Bände Ihrer Reisegeschichte sind wirklich in meinen Händen; ich hab mit deren Lesung angefangen; ich bin mit derselben nach Pommersfelden gekommen.³ Sie können hier-
 15 aus leicht schließen, daß ich dermalen noch außer stande gesetzt seie, von Ihrer Arbeit gründlich zu urteilen. Was ich bis dahin gelesen, ist gut geschrieben, und ich muß bekennen, gefunden zu haben, daß Sie geflissentlich keine Person beleidigen. Ob aber alles ohne einige Parteilichkeit geschrieben seie, bin ich so sehr
 20 noch nicht überzeugt. Ich glaube sogar, daß es nicht möglich, ein Autor zu sein, ohne für die ein oder andere Partei mehrer oder weniger Neigung bemerken zu lassen; gleichwie ich den Mann ohne Vorurteile für unmöglich halte. Wir saugen mit der Muttermilch gewisse Vorurteile ein, die wir bei reifern Jahren zwar
 25 verfeinern und mit mehrerer Geschicklichkeit zu masquieren wissen, niemal aber ganz ablegen. Setzen wir noch zu diesen die Art unserer Erziehung, den Umgang mit unsern Freunden, die National-Sitten, Gebräuche und Charakter und endlich selber unsere Eigen- und Vaterlands-Liebe, so muß ich den ganz un-
 30 parteiischen Mann für eine Unmöglichkeit halten, oder ich muß mir wider die allgemeine Erfahrung von dem menschlichen Verstande und Herzen oder dessen Empfindsamkeit einen an-

¹ Der Brief ist verloren.

² Am Oder-Spree-Kanal im Regierungsbezirk Potsdam gelegen.

³ Reise I 150–159. Der Besuch Nicolais galt dem zwischen Bamberg und Erlangen gelegenen, vom Mainzer Kurfürsten Franz Lothar Grafen von Schönborn in den Jahren 1711–19 erbauten „Schloß von wirklich königlicher Pracht“.

deren Begriff beibringen. Dieses aber muß uns kein Hindernis sein, gegen alle liebeich, leutselig und geduldend zu sein, zu welchem uns die Menschen- und Christen-Liebe als ein gemein- 35 schäftliches Band verpflichtet. So bin ich von meiner zarten Kindheit bis daher unterrichtet worden. Und eben dieses ist auch die Lehre meiner Religion, die ich warm liebe.

Ich werde also die zween erste Bände bedachtsam lesen und denn E. W. meine Meinung (die aber niemal von einigem Ge- 40 wicht sein kann) frei und in wahrer Freundschaft (mit deren Sie mich beehren) überschreiben.

Was nun unsern Bücherhandel¹ betrifft, werde ich die von hier abverlangte Bücher, soviel deren wirklich heraus sind, zufolgeDero Begehren an Herrn Buchhändler Fleischer zu Frankfurt a. M. 45 abschicken. Die „Scriptores musici inediti“ sind zwar zu drucken angefangen, aber noch kein Band vollständig;² hingegen ist der erste Band der „Silva nigra benedictina“ wirklich geendet worden, den ich demnach beilegen werde. Weil unser Druckerei-Verwalter wirklich nicht zu Hause ist, muß ich die Ansetzung 50 des Preises bis zu dem nächsten Briefe aufsparen. Ich werde denn auch bestimmen können, wie viele Teile der „Allgemeinen teutschen Bibliothek“ uns noch manglen. Ich will mit diesem Werke um so lieber fortfahren, da mein großer Freund Herr Heinecke³ daran arbeitet. Auch wir halten alles auf Mathematik, Künsten 55 und Wissenschaften. Es werden auch jährlich sehr viele Bücher für diese Fächer angeschaffet. Nur wollen mir die philosophisch geschriebene und charakterisierte Geschichten, Biographien und Schilderungen noch nicht ganz einleuchten. Sie sind meistens nicht mit Documenten belegt; man dichtet abgelebten Männern 60 Charaktere und Bedenkungsarten an, die sie niemal gehabt. Würden sie heut aus ihren traurigen Gräbern aufstehen und lesen, was man heut von ihnen schreibt, würden sie in eben jene Erstaunung geraten, die den Fuchs in den Lichtwerischen Fabeln⁴ angewandelt, da er die Vulpiade im Grase fand. 65

¹ Vgl. S. 13 Anm. 2 und Brief 2, 26–43.

² Die „Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum“ sind in drei Bänden 1784 erschienen. ³ Vgl. S. 14 Anm. 6.

⁴ Magnus Gottfried Lichtwer (gest. 7. Juli 1783 in Halberstadt) schrieb „Vier Bücher äsopischer Fabeln“, die Leipzig 1748 und öfter erschienen sind.

Endlich haben wir ein Mittel gefunden, die Predigten in unserer Kirche verständlich zu machen. Wir haben die Kanzeln¹ mit sehr großen und hohlen Decklen versehen. Nun sind alle Worte des Predigers in allen Winkeln der Kirche sehr wohl verständlich; und der Prediger hat noch den Vorteil, daß er leicht
70 sprechen und nur die halbe Stimme anwenden darf.

Vorgestern hatten wir das unvermutete Glück, den Herrn Herzog von Württemberg unter dem Namen eines Grafen von Schmittenfeld und die Frau Gräfin von Hohenheim² in unsern
75 Mauren zu sehen. Sie besahen unsere Kirche, Bibliothek, Münzsammlung und andere Merkwürdigkeiten, speiseten mit uns über Mittag und setzten abends Dero Reise weiter in die Schweiz fort.

Mein Fürst macht Ihnen sein ergebenstes Kompliment. Nehmen Sie samt Ihrem Herrn Sohn auch das meinige an . . .

80 NS. Ich hatte dieses Schreiben schon im verflossenen Monat angefangen, wurde aber durch eine schnelle Kommission und Reise fortzufahren gehindert.³

¹ Vgl. 2, 7 ff. — Die feierliche Einweihung der neuen Kirche fand am 21. Sept. dieses Jahres 1783 statt. Die Feierlichkeiten dauerten von Sonntag den 21. bis Sonntag den 28. September. St. Blasien war in dieser Woche von hohen kirchlichen und weltlichen Besuchen überschwemmt. Vgl. „Feyerlichkeit des in dem fürstl. Stift St. Blasien eingeweihten neuen Tempels“ (St. Gallische Klosterdruckerei 1784).

² Die protestantische, geschiedene Baronin Franziska von Leutrum war seit 1770 die Geliebte des von seiner Gemahlin Friederike von Bayreuth seit 1756 getrennt lebenden katholischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Sie war 1773 von Kaiser Joseph II. zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben worden. Nach dem Tode seiner Gemahlin 1780 versuchte der Herzog, eine Dispense von der katholischen Kirche zu bekommen, um Franziska, deren Mann noch lebte, heiraten zu können. Da das auf die größten Schwierigkeiten stieß, hat er sich 1785 mit Franziska insgeheim „zur linken Hand“ trauen lassen in der Hoffnung, dann die Dispense leichter zu erhalten. Auch Gerbert ist später mit dieser Angelegenheit befaßt worden. Schließlich ist 1791 die erste Ehe Franziskas mit Leutrum von Rom für gültig erklärt worden. [Vgl. Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. I (Eßlingen 1907) 80–89.]

³ Ein neuer Zug der Handschrift setzt nach dem ersten Satz des zweiten Abschnittes (3, 14) ein mit den Worten „Sie können hieraus leicht schließen usw.“ — Auf der letzten Seite des Briefes steht von Nicolais Hand: 1783. 15. Sept. [erhalten]. 25 beant.“

Friedrich Nicolai an P. Mauritz Ribbele.

Berlin, 29. März 1784.

[Ist bei aller Betonung der prinzipiell verschiedenen Standpunkte dankbar für jede freimütige Kritik an seinen Reisebeschreibungen. Sein Urteil über das Mönchtum und über die Hierarchie. Über die Gebundenheit der Katholiken an die Lehre ihrer Kirche und über die Freiheit der Protestanten in dieser Beziehung. Folgerungen daraus. Bücheraustausch.]

Ich habe E. Hochw. beide Schreiben vom 6. November 1783 und vom 12. Februar 1784 vor mir.¹ Ich muß mich schämen, daß ich beide so spät beantworte. Die einzige Ursache davon ist, daß ich bis jetzt mit Geschäften beinahe erdrückt gewesen bin. Außer meinen vielen Handlungsgeschäften hat mir der III. und IV. Band 5 meiner Reisebeschreibung,² der mir unsägliche Mühe und Schwierigkeiten verursachte, und den ich doch gerne in dieser Ostermesse herausgeben wollte, fast nicht einen Augenblick Zeit übrig gelassen. Dadurch summt sich meine so weitläufige Korrespondenz sehr bald auf, und in kurzem war es nicht möglich, 10 mich durchzuarbeiten, wenn ich nicht meine ganz dringende Geschäfte hätte wollen liegen lassen. Erst seitdem ich mit dem Manuskripte des IV. Bandes meiner Reise ganz fertig bin, kann ich einige Zeit gewinnen, um das Versäumte nachzuholen; und dies ist einer meiner ersten Briefe. 15

Dies ist die wahre Ursach, warum ich eher nicht geantwortet habe. Ich wünschte, Sie, edler Mann, stark genug überzeugen zu können, daß es keine andere ist, und daß die Freimütigkeit, mit der Sie in Ihrem ersten Briefe³ schreiben, mir nicht im allergeringsten mißfällig gewesen ist, vielmehr grade die entgegen- 20 gesetzte Wirkung getan hat. Ich selbst bin sehr freimütig; aber ich wünschte auch, daß es jeder andere redliche und einsichts-

¹ Sie sind beide verloren.

² Wie die letzten hundert Seiten des II. Bandes, so gelten Bd. III, IV und V der Beschreibung der Stadt Wien und ihrer Zustände.

³ Die ersten Äußerungen Ribbeles, die uns vorliegen, sind enthalten in Brief 3 vom 4. Sept. 1783. In dem uns verlorenen Brief vom 6. Nov. hat Ribbele mit der Einzelkritik eingesetzt.

volle Mann ebenfalls, selbst wider mich, wäre. Es macht mir das größte Vergnügen, wenn ich die aufrichtige Gedanken anderer über
 25 meine Schriften lese. Denn dadurch erfahre ich, aus welchem Augenpunkte meine Leser die Sachen ansehen. Sie haben sich auch so billig, so edel und so wahrheitsliebend ausgedrückt, daß es sehr unbillig sein würde, wenn ich über Ihre Äußerungen das geringste Mißfallen hätte schöpfen wollen. Ich versichere Sie vielmehr noch-
 30 mals, daß mir Ihre Anmerkungen¹ das größte Vergnügen gemacht haben, und daß ich Sie sehr bitte, ferner damit fortzufahren.

Es ist übrigens sehr natürlich, daß wir über viele Dinge völlig unterschieden denken müssen. Sie katholisch, ein Religiöse, außerhalb der Welt in der Ruhe Ihres Stiftes, Ihrem Lieblings-
 35 studium ungestört ergeben. Ich Protestant, Kaufmann und Bürger des Staats, Hausvater einer zahlreichen Familie,² durch tausend Geschäfte in der Welt herumgetrieben, als Gelehrter mir ganz selbst überlassen, mannigfaltige Kenntnisse durch man-
 40 cherlei Wege schöpfen und auf mich selbst und auf die menschliche Gesellschaft anwenden. So sicher und einzig auch die objektive Wahrheit ist, so sehr verschieden muß notwendig bei unserer so sehr verschiedenen Lage dasjenige sein, was wir, jeder für sich, subjektiv als Wahrheit erkennen. Daher würde es freilich vergeblich sein, wenn wir miteinander streiten wollten. Zwei Per-
 45 sonen, die in Prinzipien so sehr unterschieden sind, werden sich durch einen direkten Streit niemals überzeugen können. Aber deswegen kann doch einer dem andern aufrichtige Wahrheitsliebe zutrauen und ihn deshalb lieben und schätzen. Dies sind meine Gesinnungen gegen Sie, edler Mann, und ich wünsche nur,
 50 von Ihnen und von allen edelgesinnten Katholiken und Religiösen gleiche Gesinnungen zu verdienen. Gott hat es sehr weise so eingerichtet, daß die Menschen sehr verschiedener Meinung sein sollen, aber auch ebenso weise, daß sie sich, dieser Verschiedenheit ohnerachtet, herzlich lieben können, wenn sie nur wollen.
 55 Sie sagen, teurer Mann, daß ich den Mönchen gar nicht gut wäre. Erlauben Sie mir, daß ich mir etwas näher erkläre. Ich billige, so wie alle Protestanten, die Institute der Mönchsorden

¹ Vielleicht zu Stellen wie: Reise I 108 ff., II Beilagen S. 35 ff. (über Wallfahrten); I 114 ff. (über das Gebetsleben und Gehorsamsgelübde der Mönche); II 504 ff. (über die Wiedervereinigung der Kirchen). ² Vgl. S. 15 Anm. 4.

deswegen nicht, weil das Gebot des Coelibats der menschlichen Gesellschaft schädlich ist. Ich hasse auch alle Möncherei, das heißt den Mißbrauch des Mönchswesens. Und in diesem Punkt 60 ist ein so aufgeklärter Mann wie Sie gewiß völlig meiner Meinung. Aber besonders mißbillige ich nach protestantischen Grundsätzen, noch mehr aber aus eigenem Nachdenken die zusammenhängende katholische Hierarchie. Ich glaube, daß bisher der menschlichen Gesellschaft dadurch viel Schaden geschehen sei. 65 So manches Gute auch nebenher dadurch gestiftet worden sein möchte, so halte ich doch den Schaden für höchst überwiegend. Diese Materie schlägt tief ein in die Lehre vom Menschen, von Freiheit seiner Seele und seines Leibes und von freier möglicher Entwicklung aller Kräfte, die Gott in ihn gelegt hat. Ebenso sehr 70 schlägt sie in die Lehre von der menschlichen Gesellschaft und ihrer wahren Vollkommenheit ein. Wichtige Materien für den Menschen,¹ die erst etwa seit fünfzig Jahren von menschenfreundlichen Philosophen sind angefangen gründlich bearbeitet zu werden. Insofern also die Mönchsorden mit Hierarchie zusam- 75 menhängen, insofern muß ich auch die Mönchsorden mißbilligen. Sonst aber kann ich mir ein Kloster, ohne Zusammenhang mit der Hierarchie, ohne Coelibat, oder von solchen Leuten, welche den Coelibat freiwillig wählen und auch freiwillig das Kloster verlassen können, als sehr nützlich denken. 80

Was ich aber auch wider den Mönchsorden einzuwenden haben mag, so versichere ich Sie, daß ich jeden einzelnen Religiösen, der es verdient, von Herzen liebe. Wir können uns unsere Lage in der Welt selten selbst bestimmen, sondern die Vorsehung bestimmt sie. Daher muß man niemand seinen Stand, seine Lage, 85 seine angeborne Religion entgelten lassen. Ich habe viel gegen stehende Armeen zu erinnern; aber ein frommer und rechtschaffener Soldat ist doppelt schätzenswert. Wie sollte man nicht solche Religiösen wie Sie und Ihren vortrefflichen Fürsten lieben müssen! Ich kenne auch noch mehrere treffliche Leute, 90 besonders vom Benediktinerorden,² die meine ganze Hoch-

¹ So lautet die Stelle in der Berliner Kopie (s. S. 26 Anm. 1). Im Original steht: „Wichtige Materien sind für den Menschen.“

² Vgl. das Reise I 97–114 über das Kloster Banz und seine Mönche, II 352–362 über St. Emmeram Gesagte.

achtung und Liebe haben und die auch mich, der Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, ihrer Freundschaft wert schätzen.

95 Was theologische Sachen anbetrifft, so habe ich mich von Jugend auf fast beständig damit beschäftigt. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß das Nachdenken über diese der Menschheit so wichtige Wahrheiten bei den Protestanten einen ganz anderen Weg nimmt als bei den Katholischen. Der Katholik muß glauben, was zu glauben befohlen ist. Er glaubt also am besten ohne
100 alle Untersuchung und läßt die Kirche und den Beichtvater für das übrige sorgen. Bei dem Protestanten hingegen, der keinen Richter erkennt als Vernunft und Schrift, gehet auch ein jeder Laie im Zweifel und im Untersuchen, soweit ihn seine Neigung
105 treibt. Daher wird bei uns über diese Materien weit mehr disceptiert als bei den Katholischen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß nachdem wir alle in jüngeren Jahren gezweifelt und disceptieret haben, wir uns gewöhnlich bei den meisten für den Menschen wichtigen Wahrheiten zusammenfinden und davon innig überzeugt sind, weil wir sie so scharf untersucht haben. Es finden sich
110 freilich viele Wahrheiten, worin ein jeder in seiner subjektiven Überzeugung anderer Meinung ist. Aber nachdem man sich lange darüber gezankt hat, findet man, daß man, dem Wohl der Menschheit unbeschadet, einen jeden seine Meinung hierin lassen
115 kann. Aus der innigen Überzeugung, daß die Menschen in vielen Dingen immer verschiedener Meinung sein müssen, ist bei den Protestanten die Toleranz entstanden. Und aus der Überzeugung, daß ein jeder Mensch das Recht hat, seine Meinung zu sagen, und daß jede Wahrheit untersucht werden muß, ist die Freimütigkeit auch bei den Protestanten zuerst entstanden, und mittelst
120 dieser Freimütigkeit und Untersuchung schreiten wir täglich in Erkenntnis mehrerer Wahrheiten fort. Wir erkennen keinen unfehlbaren Richter über Meinungen; denn wenn ein Concilium auch noch so groß und ausgesucht wäre, so besteht es aus Menschen, und jeder Mensch kann irren. Die Erfahrung seit 200 Jahren bestätigt uns genugsam, daß wir recht handeln, und daß sich durch diesen freien Untersuchungsgeist Wissenschaften sowohl als Industrie nebst Sittlichkeit und allgemeinen Wohlstande viel schneller verbreitet haben als vorher.

Dieses, edler Mann, sind meine Gesinnungen. Ich weiß es sehr 130
 wohl, daß verschiedene von meinen Grundsätzen die Ihrigen nicht
 sein können. Eben deswegen würde auch ein Streit zwischen
 uns vergeblich sein, weil wir doch in Prinzipien nicht zusammen
 kommen können. Indessen hoffe ich, mit aufrichtiger Bekennung
 meiner Gesinnungen Ihre Gewogenheit und Ihre Hochachtung 135
 nicht verscherzt zu haben. Ich kann sehr wohl einsehen, daß
 Ihnen sehr vieles, was ich in meinen Reisen, besonders auch im
 III. und IV. Teile behauptete, sehr fremd vorkommen muß. Es
 sind wirklich viele Sachen in protestantischen Büchern seit langer
 Zeit disceptiert worden und daher bei uns ganz bekannt, die an 140
 vielen katholischen Orten noch neu scheinen. Beurteilen Sie mich
 in solchen Fällen nach meinen oben geäußerten Grundsätzen;
 und wenn Sie nicht meiner Meinung sein können, so versagen
 Sie mir wenigstens das Lob der Wahrheitsliebe nicht, welche ich
 über alles schätze. 145

Das Paket Bücher, welches Sie mir gesendet haben, habe ich
 richtig erhalten und die „*Historia silvae nigrae*“ Ihres vortreff-
 lichen Fürsten, soviel mir meine Zeit erlaubt hat, mit Vergnügen
 durchlaufen. Ich erwarte nun noch von Ihnen Nachricht von
 dem Preise dieser Bücher und welche Bücher Sie aus meinen 150
 Ihnen geschickten Verlags-Kotativ (!) dagegen verlangen. Diese
 will ich Ihnen von der Leipziger Ostermesse durch H. Fleischer
 senden. Ich reise des 28. April von hier nach Leipzig ab und
 bleibe etwa bis den 18. Mai daselbst. Wenn Sie mir etwa dahin
 schreiben wollten, so ist meine dortige Adresse: „Auf den alten 155
 Neumarkte in H. D. Schotts Hause.“

Die Zeichnung von der Bedeckung der Kanzel Ihrer vortreff-
 lichen Kirche¹ bitte ich mir noch gelegentlich aus. Aber es ist
 damit nicht eilig. Meine Reisebeschreibung dehnt sich wider
 meinen Willen viel weiter aus, als ich jemals gedacht hätte. Der 160
 III. und IV. Band handelt bloß von Wien; und ich bin wegen der
 vielen Merkwürdigkeiten mit dieser Stadt noch nicht ganz fertig.
 Ich sehe voraus, daß der V. und VI. Band, der übers Jahr erschein-
 en wird, nur bis Augsburg, höchstens bis Stuttgart gehen kann;
 daher ich erst im VII. Bande bis nach St. Blasien kommen werde.² 165

¹ Vgl. Brief 3, 66 ff.

² Band VI handelt von München, Band VII und VIII von Augsburg,

Versichern Sie Ihren würdigen Fürsten meiner wahren Ehrfurcht und nehmen Sie . . .

NS. E. Hochw. muß ich, wie schon vorher, um Verzeihung bitten, daß ich wegen höchstweitläufiger Korrespondenz meine 170 Gesundheit und Auge zu schonen, fast alles diktieren muß.¹

5

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 9. April 1784.

An dem Sterbetag unseres Erlösers.

[Schickt Zeichnungen des Dachstuhls und der Kanzel der neuen Kirche von St. Blasien. Vermutet, daß Nicolai von seiner Kritik über die Reisebeschreibungen unangenehm berührt sei.]

Sie empfangen hier zween Zeichnungen. Die erste ist jene von unserm Dachstuhl über der Kirche.² Sie enthält erstlich den Werksatz mit den drei Stöcken, die Erhöhung desselben und endlich, wie selber seitwärts anzusehen.³ Die zwote Zeichnung 5 enthält unsere Kanzel samt deren Deckel.⁴ Ich muß hiebei dieses

Band IX von Ulm, Band X von Stuttgart, Band XI von Tübingen. Erst der XII. im Jahre 1796 erschienene Band gilt der Beschreibung St. Blasiens.

¹ Im Berliner Nachlaß Nicolais befindet sich ein „Auszug eines Schreibens an P. Mauritz Ribbele in St. Blasien v. 29. März 84“ (Nicolais Hand). Der Auszug ist auf zwei Quartblättern in kleiner, sauberer Schrift geschrieben. Er beginnt mit dem Satze: „Sie sagen, teurer Mann, daß ich den Mönchen gar nicht gut wäre“ (4, 55) und schließt mit dem Satz: „Die Erfahrung seit 200 Jahren bestätigt uns“ (4, 129). — Der Brief steht St. Paul, Archiv. Blas. chart. 267 (26. 3. 21) S. 230.

² Über der ersten Zeile des Briefes ist von Nicolais Hand mit einer kleinen, spitzen und flüchtigen Schrift eine Notiz beigefügt, von der ich mit Sicherheit nur die folgenden Worte zu entziffern vermochte: „Joseph Müller fecit 1777... vom Erfinder des Dachstuhls.“ Dieser ist „von dem Zimmermeister Joseph Müller, der nie aus St. Blasien gekommen ist, im Jahre 1777 angegeben und wirklich aufgerichtet“ (Reise XII 112).

³ Auch hier findet sich zwischen den Zeilen eine die Konstruktion des Dachstuhls betreffende kleine Note Nicolais beige setzt. Über den Dachstuhl vgl. Reise XII 112–129, dazu Beilage XIV 1 (S. 27–34) und die dritte Tafel mit zwei Zeichnungen des Hängewerks der Kuppel. ⁴ Vgl. Brief 4, 157 ff.

anmerken, daß die Kanzel gleich außer dem Chor zur linken Seite zwischen zwei Halbsäulen angebracht sei. Sie wird etwan 15 bis 16 Schuhe über den Fußboden erhaben sein. Der Deckel wurde anfänglich hohl gelassen. Nachdem aber die Prediger sich beschweret, daß der Widerhall der Stimme zu stark sei und 10 zu sehr in die eignen Ohren wirke, wurde selber mit einem Brette geschlossen, welches die Worte dem Volk noch verständlicher und dem Prediger weniger Ungelegenheit gemacht.

Mein Fürst macht Ihnen sein ergebenstes Kompliment. Noch einmal werde ich schreiben, um Ihnen für Ihre Reisebeschrei- 15 bung etwas anzuschließen. Denn werde ich Sie ruhen lassen, weil ich merke, daß meine Briefe Sie plagen.¹ Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Sohn² . . .

6

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 4. Juli 1784.

[Erfreut, daß Nicolai seine Kritik an den Reisebeschreibungen freundlich aufgenommen hat, äußert er sich über kirchliche Lehrautorität und freies Denken, über die Notwendigkeit der ersteren und die auch von Protestanten eingesehenen Gefahren des letzteren. Über die Hierarchie.]

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich nicht mehr gehofft, von E. W. ferner etwas zu sehen. Meine wiederholte Schreiben³ blieben unbeantwortet; welches mich glauben machte, daß meine Briefe nicht die angenehmsten sein möchten.⁴ In diesem Vorurteile stärkten mich einige hier durchreisende Schweizer und 5

¹ Denn Ribbele hatte auf seine Briefe vom 6. Nov. 1783 und 12. Februar 1784 noch keine Antwort erhalten. Nicolais Brief vom 29. März 1784 ist erst im Sommer dieses Jahres in Ribbeles Hände gekommen. Vgl. den Anfang von Brief 6. Nicolai schreibt an den Rand: „O Nein! Es macht mir Vergnügen.“

² Am oberen Rande der zweiten Briefseite steht von Nicolai der Vermerk: „16. Juni beantwortet.“ Die Antwort ist verloren.

³ Die beiden uns verlorenen vom 6. Nov. 1783 und vom 12. Febr. 1784 sowie der Brief 5 vom 9. April 1784.

⁴ Vgl. 5, 16f.

Dänenmarker,¹ die mir beizubringen suchten, daß Sie, mein bester Freund, einen freimütigen Widerspruch nicht immer so kaltblütig und gleichgültig aushalten könnten, welches mich nicht ohne Grunde auf Ihr Stillschweigen schließen machte.

10 Wider dieses Erwarten sahte ich mich auf einmal mit Ihrem Schreiben von dem 29. März² beehrt und überrascht, welches meinen zu voreiligen Verdacht ganz ausgelöscht und meine ehemalige Hochachtung wider alle teils gehörte, teils gelesene Nachrichten besteft und verdopplet hat.

15 Nur bedaurte ich, daß ich damals bis jetzt außerstande ware, Ihnen zu antworten und meine wärmsten Gesinnungen gegen Sie in der ersten erweckten Wallung hinzuschreiben. Ich war eben damals und noch jetzt durch meine Amtspflichten so beschäftigt, daß mir unmöglich fiel, gleich zu antworten. Sie haben in Ihrem

20 letzten Schreiben einen ganz unechten Begriff von mir gehabt, wenn Sie glauben, daß ich mir selbst überlassen in meinem Zimmer meinem Lieblingsstudium mich ganz widmen könne. Wahr ist es, ich bin kein Kaufmann, kein Vater, und noch weniger ein Gelehrter. Indessen kann ich vielleicht weniger für mich selbst

25 als diese drei Menschenklassen leben. Ich bin ganz der Gemeinde gewidmet, deren Mitglied ich bin; und da man mich zu dem Amt, welches ich bearbeite, berufen, bin ich von selbem Augenblicke an über meine Stunden nicht mehr Meister gewesen. Ich mußte diese alle für unser Stift, für deren Untertanen, für meinen Näch-

30 sten, für das Allgemeine verwenden. Zu diesem kommt noch eine in Ihrem Betracht zwar nichts bedeutende, aber in Rücksicht auf mich als einen Privatmann noch immer weitschichtig genug ausgebreitete Korrespondenz, die durch mein Amt sowohl als andere zufällige Umstände mehrer vervielfaltiget als eingeschränkt wird. In solcher Lage traf mich denn Ihr letztes Schreiben an; und diese war die einzige Ursach, warum ich es so

35 spät beantwortete.

Übrigens muß ich Sie versichern, daß ich Sie, obwohl Sie ein Protestant sind, von Herzen liebe und unvergrößerlich hochschätze. Wir Katholiken sind eben sowohl als Sie aus dem nämlichen Gesetze zu dieser allgemeinen Pflicht verbunden; und

¹ Zwischen den Zeilen bemerkte Nicolai: „Wie wenig kannten diese mich!“

² Das ist unser Brief 4, der so spät in die Hände Ribbeles kam.

wenn ich aus den heutzutage häufig an das Licht tretenden Schriften urteilen sollte, müßte ich fast glauben, daß diese Pflicht besser von unserer Seite als von der Ihrigen beobachtet werde. Ich wenigstens finde mehrer Anzüglichkeiten und weniger Toleranz in den gegnerischen Schriften als in den unsrigen; ich hab auch eben dieses Urteil von mehrer als einem selbst Ihrer Seite fällen gehört. Dieses aber macht mich nicht irre. Wenn ich einen edel denkenden und wahrheitssuchenden Mann sehe, wie ich an Ihnen einen gefunden, kann ich dem Triebe nicht widerstehen; 50 meine Liebe und Großschätzung folgt ihm nach. Ich bedaure bei solcher Gelegenheit nur, daß wir nicht gleich denken, und daß viele die Wahrheit auf Wegen suchen, auf welchen sie nicht anzutreffen ist. Ich finde den Unterschied zwischen der objektiven und subjektiven Wahrheit noch nicht. Die Wahrheit ist höchst 55 einfach. Sie entdeckt sich den Menschen zwar durch zerschiedene Wege, welche aber alle nur zu der nämlichen Wesenheit, zu dem nämlichen Satz führen müssen. Wenn mein Nachforschen, mein Disceptieren mich zu einem Schluß leitet, der der einfachen Wahrheit widerspricht, bin ich auf einen Irrtum geraten. Dieses 60 aber ist eine notwendige Folge, wenn ich nur meinem eignen Verstande folgen will. Wir sind von der immerwährenden Erfahrung überzeugt, wie sehr das menschliche Urteil strauchle, wenn es sich selber überlassen ist. Selbst die Menschheit unter die Tiere herabwürdigende Sätze sind unwidersprechliche Zeugen 65 der engen Schranken unseres Verstandes. Ich kann Ihnen daher nicht Beifall geben, wenn Sie behaupten, daß man Ihrerseits nach langem Zweifeln und Disceptieren endlich in den Hauptgründen zusammen komme, da jeder nach seinem Gefallen und nach seinem Verstande denken kann. Ich kenne sehr viele Prote- 70 stanten und hab die Ehre, mit selben in starkem Briefwechsel zu stehen. Ich kann Sie aber versichern, daß keiner derselben mit dem andern in seinem Religionssystem einig seie; jeder widerspricht dem andern;¹ und ich bin überzeugt, daß die Herrn Protestanten über die in Ihrer Kirche herrschende Uneinigkeit 75 selbst sehr unzufrieden sind. Von dem gemeinen Volk will ich nichts melden; denn dieses muß ohne Untersuchung seinen Vorstehern glauben. Sonst würde sich selbes mit Hintansetzung seines

¹ Dazu der Bleistiftvermerk Nicolais: „Dies muß sein.“

Unterhaltgewerbes der Untersuchung widmen müssen, ohne viel-
80 leicht jemals sicher zu sein, die Wahrheit gefunden zu haben.¹

Wir Katholiken sind in diesem Fache viel glücklicher, wie Sie selbst eingestehen. Nicht unserm Beichtvater (denn diesem einzelnen Menschen bin ich zu glauben nicht schuldig; ich kann und darf seine Meinungen untersuchen), aber der Kirche glaube
85 ich und muß ich glauben. Wir haben nebst der physischen Notwendigkeit so viele Beweise von der Kirche, daß selbst mehrere der Ihrigen Theologen bedauert haben, von diesem System abgewichen zu sein. Wir glauben, der Stifter der christlichen Religion würde nicht einmal so weislich wie menschliche Regenten
90 gehandelt haben, wenn Er die Auslegung seines Gesetzes dem Gutbefinden eines jeden Privatverstandes überlassen hätte, da die Fürsten eine öffentliche Autorität mit großer Klugheit niedersetzen, die über den Verstand des Gesetzes zu entscheiden haben (!), deren (!) zu widersprechen nicht verstattet ist. Dieses ist der
95 Grund unserer Hierarchie, wider welche noch nichts Standhaftes hat vorgebracht werden können. Ich weiß, daß man die Zuflucht zu Staatsmaximen nimmt und durch diese jene untergraben will. Allein es war schon mein langer, aber bisher eitler Wunsch, daß doch einmal die Staatsgrundsätze genauer untersucht und auf
100 eine wahre Einförmigkeit gebracht werden möchten. Ich bin versichert, daß alsdenn unsere verfaßte Hierarchie mit dem Staate sehr verträglich, ja selbst die notwendigste Stütze desselben erfunden werden sollte.²

Ich muß dermal abrechnen; unser Coelibat und der Ordens-
105 stand wird den Stoff zu einem andern Schreiben geben.

Sie werden hoffentlich die Abrisse unserer Kanzel und des Dachstuhls unserer Kirche erhalten haben.³

Von der „deutschen Bibliothek“ haben wir alle Teile bis zu dem 29. inclusive. Belieben Sie uns die übrigen anhero zu senden
110 auf Abschlag der von uns erhaltenen Büchern.⁴

¹ Bleistiftvermerk Nicolais: „Viele untersuchen auch.“

² Dazu schreibt Nicolai in seiner spitzen kleinen Schrift mit Tinte: „Wir wollen uns lieben und nicht disputieren. Wir sind in Principiis allzuweit auseinander.“

³ „Ja.“ (Randnotiz Nicolais.) Vgl. Brief 5.

⁴ „Gut.“ (Randnotiz Nicolais.)

Mein liebster Fürst macht Ihnen und Ihrem werten Sohn sein ergebenstes Kompliment. Da ich dieses auch meinerseits wiederhole, hab ich die Ehre¹ . . .

7

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 25. August 1784.

[Übersendung von Zeichnungen der neuen Kirche und einer Mitteilung über die Erziehung der Religiösen in St. Blasien. Das Bild über dem Chorbogen der neuen Kirche. Nicolais Vorurteile gegen das Mönchtum.]

Vermutlich müßte ich noch lange oder vielleicht gar nicht Ihnen zuschreiben, wenn ich auf das Ihrige von dem 4. Mai² warten wollte, welches Sie samt dem Bildnis meines lieben Fürsten³ dem Herrn Fleischer in Frankfurt übergeben. Ich schrieb ihm darüber vor beiläufig sechs Wochen selbst zu; aber auch die 5 Antwort blieb aus. Dieser Herr dürfte wenig Kommittenten haben, wenn er seine Aufträge nicht stärker beschleunigt. Ich stehe an, ob ich die von E. W. anverlangte Zeichnungen unseres neuen Gebäudes durch diesen Kanal Ihnen zufördern solle, da ich billig zweifeln kann, ob selbe bis zur künftigen Ostermesse 10 Ihnen in die Hände geraten würden.

Sie werden den Grundriß, den Durchschnitt samt der Aufziehung unserer Kirche in hinlänglich großer Form erhalten.⁴

¹ Am oberen Briefrand steht von Nicolais Hand vermerkt „1784. 18 Jul.“ (Tag des Empfangs des Briefes) und „5 Oct. beant.“

² Dieser Brief, der am 25. August noch nicht in Ribbels Händen war, ist verloren.

³ Mit diesem Bildnis Gerberts ist vielleicht gemeint das sehr wenig glückliche Bild des Mannheimer Kupferstechers E. Verhelst, welches Nicolai dem 1785 ausgegebenen 60. Bande seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ beigegeben hat (vgl. Reise XII 75 Anm.). Dieser Band bringt auf S. 495–506 eine Rezension des I. Bandes von Gerberts „Historia nigrae silvae“ und auf S. 614 f. eine Notiz über die aus Anlaß der Vollendung des Neubaus von Kirche und Kloster Gerbert gewidmete und mit seinem Porträt geschmückte Denkmünze Guillemards (vgl. Brief 12, 2 ff. und Reise XII 75 Anm.). Aber ich konnte keine Stelle finden, welche sich auf Verhelsts Stich bezieht.

⁴ Im XII. Band der Reisebeschreibung, der St. Blasien gewidmet ist,

Ich hab letztere zwei Stücke besonders abzeichnen lassen und
 15 hoffe, selbe in ein paar Tagen zu erhalten, um selbe sogleich dem
 Postwagen übergeben zu können. Ich las neulich in dem dritten
 Bande Ihrer Reisebeschreibung das Eloge unseres Tempels mit
 vieler Empfindung.¹ Sie machen demselben viele Ehre. Wir sind
 20 sogar mit der Note einverstanden, die Sie wegen dem Gemälde
 ober dem Chorbogen untenan gesetzt haben.² Es ist ganz sicher,
 daß dieses Gemälde den Zusammenhang und die ruhige Wande-
 rung des forschenden Auges etwas unterbricht. Allein dieses war
 das einzige und verträglichste Mittel, eine größere Verwirrung
 zu vermeiden. Dieses Gemälde mußte nicht aus katholischen
 25 Gebrauche hier stehen; denn hierüber gibt es kein Gesetz. Weil
 aber das gewölbte Rund hier an dem Chor anschließt, konnte man
 keine Lichter oder Fenster wie in dem übrigen Teil der Kuppel
 anbringen, oder man hätte dergleichen Fenster nur malen, wel-
 ches absurd, oder eine große gemalte Verzierung en bas relief
 30 hinsetzen müssen, welches noch widrigern Eindruck gemacht
 haben würde. Das Verträglichste wäre demnach ein leichtes Ge-
 mälde, welches dem Auge einen obwohl etwas gezwungenen
 Übergang zu dem schönen Chor verschafft.

sind publiziert 1. Ansicht der Kirche zu St. Blasien, 2. Grundriß der Kirche und des Chors der Kirche, 3. Durchschnitt der Kirche, des Chors und der dahinterliegenden Stiftsgebäude und 4. Grundriß vom Hängewerk vom Hauptgebälke und der Kuppel der Kirche (F. C. Krüger sculps. Berol. 1796).

¹ Aus Anlaß der Schilderung der von J. B. Fischer von Erlach und seinem Sohn Esaias Emanuel (1716–1737) erbauten Kirche des hl. Karl Borromäus in Wien rühmt Nicolai an der neuen Kirche von St. Blasien besonders: „Alles ist in großem einfachen und zugleich in reinem wohlstimmenden Verhältnisse. . . . Alles ist edel und groß, alles trifft zusammen, Einen großen bleibenden Eindruck zu wirken. Die Kirche zu St. Blasien ist bei weitem das vollkommenste moderne geistliche Gebäude in Deutschland, das ich wenigstens gesehen habe.“ [Reise III (1784) 42 f.].

² „Ich nehme Ein Gemälde auf der Wand aus, welches nach katholischem Brauche da sein mußte; dies habe ich übersehen, um den Eindruck dieses herrlichen Gebäudes mir nicht stören zu lassen“ (Reise III 42 Anm.). Es handelt sich um das Bild über dem Chorbogen, das den Tod des hl. Benedikt darstellt. Die Reihe der Kuppelfenster war an dieser Stelle durch die Schildmauer des Chordaches unterbrochen. An Stelle des Fensters wurde dieses Bild angebracht. Vgl. Reise XII 107 Anm., wo unser Brief zitiert wird, und L. Schmießer, Das Benediktinerkloster St. Blasien. Eine baugeschichtliche Studie (Augsburg, B. Filser 1929. 4⁰) S. 187 und Abbildung 111.

Diesen Zeichnungen lege ich noch eine kurze Schrift bei, die Sie mit der St. Blasischen Klosterverfassung in Rücksicht auf 35 die geistliche Jugend und die Beschäftigung der Religiösen besser bekannt machen wird.¹ Ich habe dieselbe selbst verfaßt. Ich gestehe Ihnen dieses offenherzig, damit Sie auf niemand einigen üblen Verdacht werfen sollen. Die heutigen so zahlreichen Modeschriften haben mich auf diesen Gedanken gebracht. Wir Mön- 40 chen sind nun der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und das heutige klistierte Jahrhundert macht sich auf unsere Rechnung auf die elendeste Art lustig. Es ist genug, um das verächtlichste Geschöpfe auf Gottes Erdboden zu heißen, ein Mönch zu sein. Keiner aber aller diesen neuen Juvenalen hat sich die Mühe ge- 45 geben, etwas tiefer in das Wahre sich hineinzuwagen. Alle sind auf der Oberfläche stehen geblieben, und auch diese hat man auf dem tiefsten Standpunkt beobachtet. Wenn ich mit Ihnen, mein bester Freund, aufrichtig sprechen darf, muß ich Ihnen sagen, daß auch Sie von diesem Fehler nicht allerdings frei sind. Auch 50 Sie haben zuweilen bloß aus Vorurteil die Mönche aus dem einzigen Angesicht und dicken Wanst beurteilt, ohne in das Innere der Verfassung einen genaueren Blick zu werfen. Der gutherzige Mönch auf dem Kallenberg,² Pater Gazzaniga,³ Herr Denis⁴

¹ Sie ist von Nicolai in Bd. XII als Beilage XIV 2 (S. 35–44) veröffentlicht. Vgl. XII 162 f.

² Das war ein Mönch des Kamaldulenserklusters auf dem Josephs- oder Kahlenberg, an den Nicolai empfohlen war (vgl. Reisen III 123–126).

³ Ein berühmter Dominikaner, Theologe, der Polemik und Dogmatik an der Wiener Universität vortrug. Nicolai hat eine seiner Vorlesungen gehört (vgl. Reisen IV 738–741.)

⁴ Der Jesuitenpater Denis, über den Nicolai kein unrechtes Wort sagt, war auch nach Aufhebung seines Ordens Professor an der adeligen Ritterakademie Theresianum (vgl. Reisen III 47). Nicolai schreibt von ihm (IV 785 f.): „Denis ist beides (scil. rechtschaffen und verdient), ein Schriftsteller von Talenten und ein Mann von biederm bayerischen Sinne. Ich hatte die dichterischen Talente dieses wackren Mannes schon längst hochgeschätzt und hatte schon seit mehreren Jahren mit ihm in einem gelehrten und freundschaftlichen Briefwechsel gestanden. Die Reise nach Wien machte mir auch deswegen schon vorher Freude, weil ich ihn sollte persönlich kennen lernen. Ich habe dort in seiner Gesellschaft sehr angenehme Stunden zugebracht. Ich verehere und liebe ihn noch; und er ist ein so edler Mann, daß ich hoffen darf, seine Freundschaft dadurch nicht verwirkt zu haben, daß er und ich in verschiedenen Sachen, die München Ak. Sb. 1935 (Pfeilschifter) 3

55 und andere, die mir nur so geradezu aufgefallen, sind nicht gar
 gut behandelt worden, obwohl Sie selbst von ihnen gut aufgenom-
 men waren. Dieses macht mich glauben, daß Sie mit ungeläu-
 60 terten Vorurteilen wider alle Mönche von Berlin abgereiset und,
 weil man es dermal nicht notwendig fand, diese Vorurteile zu
 berichtigen, mit eben denselben wieder nach Berlin zurück-
 gekehrt seien. Der Raum meines Papiers erlaubt mir nicht, en
 detail mich zu erweitern, welches vielleicht zu einer andern Zeit
 geschehen kann. Glauben Sie nicht, daß ich ein Bigott, ein Phan-
 65 tast oder ein Abergläubiger sei. Ich liebe von Grund meines
 Herzens die Wahrheit, die ich allein suche. Ich hasse ebenso sehr
 alles, was nur Aberglauben, sogenannte Mönchensprünge und
 alberner Zeug genennet werden kann. Demohngeachtet bin ich
 ein Möch und werde ein solcher bleiben bis an das Ende meines
 70 Lebens. Verzeihen Sie mir meine Freimütigkeit, die aus Über-
 zeugung herrührt.

Ich lege hier das Verzeichnis der Preise unserer Bücher bei;
 welche Sie aber erhalten, weiß ich nicht mehr, weil ich Ihren
 Zettel verlegt. Ich bin¹ . . .

8

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 6. September 1784.

[Bittet, ein Paket an einen Landsmann in Berlin zu besorgen.]

Ein hiesiger Untertan, ein Metzger oder in der Wiener-Sprache
 ein Fleischhackerknecht, halt sich wirklich in Berlin auf. Dessen
 Eltern und Brüder haben mich ersucht, beiliegendes Paket ihm
 zuzufördern.² Mir ist kein anderer Weg bewußt, selbes zu seiner
 5 Bestimmung zu bringen als durch E. W. Ich brauch daher die
 Freiheit, selbes unter Dero Namen zu adressieren mit der Bitte,

uns beiden gleich wichtig sind, schon unserem Stande und Lage in der Welt
 nach, wesentlich verschieden denken müssen.“

¹ Am oberen Rand der letzten Briefseite vermerkte Nicolai den Tag des
 Empfangs „1784. 4 Sept.“ und der Beantwortung „5. Oct. beant.“

² Der Name des Metzgergesellen ist „Negetin“, wie aus Brief 9 zu ersehen.

solches dem Metzgerknecht einhändigen zu lassen. Ich hab das Paket franco abzugeben beordert. Sollten aber E. W. darüber noch einige Ausgaben zu machen haben, wird der Metzger selbe erstatten.

10

Das Übrige spare ich auf eine andere Gelegenheit und hab die Ehre . . .

9

Friedrich Nicolai an P. Mauritz Ribbele.

Berlin, 5. Oktober 1784.

[Sendungen hin und her. Verschiedenheit der Meinungen ist unvermeidlich und gut. Über die Hierarchie.]

E. Hochw. mir sehr angenehme Schreiben vom 4. Julius, 25. August und 6. September¹ habe ich richtig erhalten. Auch habe ich die Zeichnungen von Ihrer herrlichen Kirche² erhalten, wofür ich Ihnen und Ihrem würdigsten Fürsten aufs verbindlichste danke. Das unterm 6. September an den Fleischerknecht³ Negetin beigeschlossene Paket habe ich richtig abgeben lassen; er befindet sich noch gesund und wohl. Sollte wieder etwas an denselben gesendet werden, so wäre unmaßgeblich darauf zu schreiben: „Gedruckte Sachen mit der fahrenden Post.“ Da das Päckchen mit der reitenden Post gekommen war und nicht ganz⁴ frankiert werden kann, so kostete bloß das halbe Porto 2 fl. 12 Kr., welche der Metzgerknecht bezahlt hat.

5

10

Ich hoffe, Sie werden nunmehr meinen Brief vom 4. Mai nebst dem Bildnisse Ihres vortrefflichen Fürsten von Herrn Fleischer empfangen haben;³ denn länger wird ers doch wohl nicht auf-¹⁵ schieben. Ich beziehe mich also darauf.

Durch eben diesen H. Fleischer habe ich die Fortsetzung der „deutschen Bibliothek“ vom 30. Bande an im Julius abgesendet,⁴

¹ Das sind die Briefe 6, 7 und 8.

² Vgl. 7, 12-16.

³ Vgl. 7, 1 ff. — Dieser Brief kam erst im September in die Hände Ribbeles; vgl. 10, 1-3.

⁴ Vgl. 6, 108 ff.

so wie es begehende Nota besaget. Ich werde Ihnen künftig auch
 20 durch eben diesen Weg die Fortsetzung senden, bis Sie mir einen
 anderen angeben. Sollte Ihnen nicht der Weg durch H. Heer-
 brand in Tübingen bequemer sein? Ich bitte Sie, mir gelegentlich
 den Preis der Bücher wissen zu lassen, die Sie mir geschickt
 haben, damit ich meine Rechnung formieren kann.

25 Noch muß ich erinnern, daß bei den Zeichnungen die Schrift
 über „Die St. Blasische Klosterverfassung in Rücksicht auf die
 geistliche Jugend und auf die Beschäftigung der Religiosen“
 (welche Schrift Sie in Ihrem Schreiben von 25. August gedenken¹),
 nicht befindlich war. Ich bitte Sie, mir diese Schrift zu schicken,
 30 weil es mir, wenn ich mit meiner Reisebeschreibung bis an Ihr
 Stift kommen werde, zum Vergnügen gereichen wird, derselben
 in Ehren zu gedenken. Die Schrift dürfte nur durch Herrn
 Fleischer, C. Heerbrand, Orell oder einen anderen Buchhändler
 bei Gelegenheit über Leipzig mir gesendet werden.

35 Ich versichere Sie,² mein würdigster Herr, daß ich alle Wider-
 sprüche sehr wohl ertragen kann; die Reisenden, welche Ihnen
 von mir das Gegenteil gesagt haben, haben mich sehr schlecht
 gekannt.³ Ich glaube, Gott hat es sehr weise in der Welt gemacht,
 daß weder im Klima, noch in Sitten, noch in Verfassungen, noch
 40 in Religion, noch in Neigungen, noch in Meinungen eine all-
 gemeine Einheit oder Einförmigkeit sein soll. Ich glaube also,
 jedermann müsse über alle Gegenstände ohne Ausnahme seine
 Meinung frei sagen dürfen, und man muß ihm ebenso freimütig
 widersprechen können. Durch ein solches beständiges Disserieren
 45 wird die Wahrheit in den Köpfen immer höher; und es schadet
 gar nichts, wenn einzelne Personen sehr verschiedene Meinungen
 haben. Sobald man in den Prinzipien nicht einig⁴ ist und nach
 der Lage, in der man sich in der Welt befindet, nicht einig sein

¹ Vgl. 7, 34 ff.

² Von hier bis an den Schluß des Abschnittes „in unsere Lage setzte“ hat Nicolai eine Kopie des Schreibens anfertigen lassen (vgl. S. 26 Anm. 1), die sich ebenfalls im Berliner Nachlaß Nicolais befindet; sie trägt Nicolais eigenhändigen Vermerk: „Auszug Schreibens an P. Moriz Ribbele von St. Blasien v. 5. Oct. 1784.“

³ Vgl. S. 28 Anm. 1.

⁴ Sowohl im Original wie in der Kopie heißt es „eilig“, was offenbar verschrieben ist. Zur Sache vgl. Brief 4, 32–54 und 130–134.

kann, so ist Verschiedenheit der Meinungen unvermeidlich. Dies ist der Fall bei uns. Sie müssen notwendig den Stand eines 50 Mönchs, und ich den Stand eines Haus-Vaters lieben.¹ Sie können nicht anders, als die Hierarchie² für notwendig halten, weil Sie selbst ein Teil der Hierarchie sind und durch dieselbe ehrlicher Weise gutes zu stiften suchen. Ich aber und alle Protestanten sind aus 200jähriger Erfahrung genugsam überzeugt, 55 daß ohne alle Hierarchie sich alle menschliche Kräfte in mannigfaltigen Verhältnissen besser entwickeln, und also die menschliche Gesellschaft glücklicher ist. Diese Verschiedenheit der Meinungen ist zwischen uns unvermeidlich; aber deshalb können wir uns doch herzlich lieben und hochschätzen, und ich nehme die 60 Aufforderung zur beiderseitigen Liebe, die Sie mir anbieten, von Herzen an. Tun Sie soviel Gutes, als Sie als Religiöse tun können, und ich soviel, als ich als Hausvater tun kann, so haben wir beide die Absichten erfüllt, warum uns die Vorsehung in unsere Lage setzte. Nehmen Sie nochmals die Versicherung meiner aufrich- 65 tigsten Hochachtung an . . .

N. S. Ich bitte Sie, mich Ihrem würdigsten Fürsten zu empfehlen.³

10

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 21. November 1784.

[Verschiedene Sendungen die Beschreibung St. Blasiens betr. Dank für ein Bildnis Gerberts. Bücheraustausch.]

Ich wollte geflissentlich zuwarten, auf zwei Dero Schreiben: eines von Leipzig unter dem 4. Mai, welches mir aber erst in dem September zugekommen,⁴ und eines aus Berlin von dem 5. Oktober zu antworten, bis ich im Stande sein würde, E. W. alles jenes zu schicken, was Dieselbe von mir begehrt haben. Dieses 5 ist nun wirklich geschehen. Gestern hab ich mit dem Postwagen an Herrn Fleischer in Frankfort abgeschickt 1) den Grundriß

¹ Vgl. Brief 4, 33-40 und Brief 6, 22-24. ² Vgl. Brief 4, 62-76.

³ Der Brief steht St. Paul, Archiv. Blas. Cod. chart. 267 (26. 3. 21) S. 246.

⁴ Vgl. 9, 13 ff.

hiesigen Tempels samt des Chors; 2) den Durchschnitt derselben; 3) den Prospekt der Kirche samt dem anstoßenden Klostergebäude von der Mitternachtseite;¹ 4) „Die Verfassung St. Blasians in Rücksicht der Beschäftigung der Geistlichen und deren Erziehung“²; endlich 5) den Plan der unteren Schulen für die Knaben, so wie selber hier eingeführt ist.³ Mein Wunsch ist es, daß Sie alles dieses wohl bewahrt erhalten. Zu dem Grundriß muß ich anmerken, daß selber an zwei Orten abgeänderet worden. Erstlich sind die Altäre nicht, wie dort angezeigt ist, zwischen die Säulen, sondern zurück unter die Fenster gesetzt worden, so daß die Säulen ganz frei dastehen. Zweitens sind die Öffnungen zwischen den gedoppten Säulen bei dem Eingang des Chors zugeschlossen, und Altäre, ober diesen aber beiderseits die Kanzeln hingesetzt worden. Beide diese Abänderungen sind in dem Durchschnitte deutlich einzusehen. In dem Prospekte sind auf dem Gebäude aller Orten angebrachte Blitzableiter⁴ anzuzeichnen vergessen worden. Sie gehören aber eigentlich nicht zu dem Gebäude. Brauchen Sie nun alles nach Belieben und nach dem Triebe Ihres guten Herzens.

Nun muß ich Ihnen im Namen meines Fürsten nebst dessen höflichsten Komplimenten auch den wärmsten Dank für dessen überschicktes Bildnis⁵ erstatten. Er hat selbes mit ungemeiner Rührung angenommen und ist E. W. für dieses ohnbezweifelte Zeichen Ihrer Erinnerung sehr verbunden. Eines davon hab ich sogleich in meine kleine Kupferstichsammlung mit Vergnügen eingetragen.

Die bewußte Bände der „teutschen Bibliothek“ hab ich neulich wohl erhalten. Sie kosten hiesiges Gelds 78 fl. Rheinisch. Ich erinnere mich nicht mehr ganz, welche Bücher E. W. von hier empfangen haben, weil ich den Zettul verlegt, auf welchem selbe angemerkt waren; auch in der hiesigen Buchdruckerei hat man selbe nicht aufgeschrieben⁶ . . .

¹ Vgl. 7, 12–16. ² Vgl. 7, 34–40.

³ Derselbe ist unter dem Titel „Tabelle der Lehrstunden im Stifte St. Blasian“ gedruckt als Beilage XIV 3 im XII. Bd. der Reisebeschreibung, Beilagen S. 45–55. Vgl. dazu XII 162 f.

⁴ Vgl. XII 129 f. ⁵ Vgl. 7, 3 f.

⁶ Ribbele macht nun die Bücher namhaft, von denen er vermutet, daß sie an Nicolai geschickt worden seien. Er nennt 1. die „Taphographia principum

Übrigens hab ich die Ehre, Dieselbe zu versichern, daß ich 40 ohngeacht unserer zerschiedenen Lage E. W. ohngemein hochachte und liebe. Nur ist mir leid, daß unsere Entfernung so groß ist und mich fast in die Ohnmöglichkeit setzt, Ihnen diese Gesinnung zu betätigen. Indessen ist wahren Freunden der Willen genug, und dieser aufrichtigste Willen wird mich auch in mein 45 Grab begleiten. Ich bin bis dorthin¹ . . .

11

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 28. November 1784.

[Erkundigt sich nach den besten Berliner Kupferstechern und dem Preis für ein Porträt. Einweihung des Bonndorfer Spitals und Arbeitshauses durch Gerbert.]

In meinem letzten Schreiben habe ich vergessen, E. W. zu fragen, wie sich der beste Kupferstecher in Berlin nenne, und ob nicht Chodowiecki selbst mit solcher Arbeit sich abgebe.² Unser Land ist sehr arm an Helden in dieser Kunst, und selbst Mechel in Basel³ ist das nicht, was er zu sein vielleicht beglaubt ist. Die 5

Austriacae“. Zweite Aufl. in 2 Großfoliobänden zu 36 fl.; 2. den „Codex epistolaris Rudolphi I.“. Ein Großfolioband zu 13 fl.; 3. „De translatis habsburgoaustriacorum principum cadaveribus“ in 4^o zu 1 fl. 22 Kr.; 4. den ersten Band der „Historia nigrae silvae“ in 4 zu 2 fl.; 5. die zwei Quartbände „De cantu et musica sacra“ zu 7 fl. 20 Kr.; 6. die zwei Quartbände der „Vetus liturgia alemannica“ zu 7 fl. 20 kr.; 7. die zwei Quartbände der „Monumenta veteris liturgiae alemannicae“ zu 3 fl. 54 Kr. und 8. das „Iter alemannicum“ in 8^o zu 1 fl. 20 Kr.

¹ Nicolai vermerkt am oberen Rand der letzten Briefseite: „1784. 4 Dec.“ als Empfangsdatum und „85. 11 März be.“ als Datum seiner Antwort.

² Chodowiecki, damals 58 Jahre alt, stand auf dem Höhepunkt seines Ruhmes.

³ Christian von Mechel, der neben seiner künstlerischen Betätigung einen starken Kunsthandel trieb, stand damals im 47. Lebensjahre; er starb 1817 in Berlin. Er war es gewesen, der seinen Freund, den kurpfälzischen Oberbaudirektor Pigage an Gerbert empfohlen hatte, um dessen Kritik an den Plänen des Architekten der neuen Kirche von St. Blasien, d' Ixnards, dort Eingang zu verschaffen. Vgl. Schmieder aaO. S. 170 ff.

Ursach dieser Frage ist zweifach. Einmal möchte ich es gern wissen wegen der Kunstgeschichte selbst; denn ich bin gesinnt, wenn mir Gott Zeit und Gesundheit verleihet, einmal an das raisonnerte Verzeichnis meiner kleinen Kupferstichsammlung¹
 10 Hand anzulegen. Dieses Verzeichnis hat die Kunstgeschichte selbst von ihrem Ursprung an zum Gegenstand, weil selbes größtenteils aus alten Stücken besteht. Ich komme aber damit auch auf unsere Zeiten, und daher ist mir zu wissen notwendig, was auch in selben passiere, und wer sich in selben besonders
 15 in allen Ländern in diesem auszeichne. Sodenn möchte ich wissen, wie teuer dieser Herr arbeite, z. B. was er für ein Portrait en Profil etwan 1 $\frac{1}{2}$ Schuhe hoch ohne viele Parergen fordern würde. Sollte es nicht gar zu teuer sein, könnte es vielleicht geschehen, daß ich mich entschließen würde, eine solche Arbeit ihm an die
 20 Hande zu schaffen.²

Heut ist es vierzehn Tage, daß mein Fürst, der Ihnen und Ihrem Herrn Sohne sein ergebenstes Kompliment zusichert, unsere Landesspital und das damit verknüpfte Arbeitshaus³ eingeweiht und feierlich eröffnet hat. Man war dieses gemein-
 25 nützige Dankbarkeits-Monument der göttlichen Vorsicht schuldig, die uns besonders vor 16 Jahren aus so großen Gefahren errettet⁴ und in unseren Drangsalen augenscheinlich beigestanden hat.⁵

Dem Herrn Sohne bitte mein gehorsames Kompliment zu ver-
 30 melden. Ich bin mit vollkommener Hochachtung . . .

¹ Vgl. Reise XII 86 f. und Brief 10, 32.

² Vielleicht dachte er an ein Bild Gerberts.

³ In Bonndorf, am Sitze der sanktblasischen oberamtlichen Verwaltung der reichsunmittelbaren Grafschaft Bonndorf. Vgl. Reise XII 45 ff. und 73.

⁴ Am 23. Juli 1768 wurden Kirche, Klosterbau, Abtei und eine Reihe von Häusern außerhalb des Klosters durch Feuer zerstört; verbrannt ist namentlich fast die ganze über 20000 Bände zählende Klosterbibliothek, während das Archiv gerettet werden konnte. Vgl. GK I 214 f. und oben S. 17 Anm. 1.

⁵ Am unteren Rand der vorletzten Briefseite vermerkte Nicolai: „Chodowiecki verlangt 150 fl. in Duc. 2 $\frac{5}{8}$ (?) aber etwa 54 Duc. Berger will erst das Bild sehen.“ Daniel Berger (geb. 1744, geb. 1824 in Berlin) hatte bei Chodowiecki dessen Blätter vielfach für Illustrationswerke zu kopieren. Er ist namentlich als Illustrator populär geworden. Seit 1778 war er Mitglied der Akademie der Künste in Berlin [vgl. Allgem. Lexikon der bildenden Künstler III (1909) 394 f.]

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 4. Dezember 1784.

[Übersendet eine in Mailand geprägte Gerbert-Medaille des Stiftskapitels.]

Schon wieder muß ich mit Ihnen sprechen, und zwar aus hohem Befehl meines würdigsten Fürsten. Unser Kapitul, durchdrungen von Dankbarkeit gegen die ohnzählbare Verdienste unseres grossen Oberhaupt, hat demselben ein ewiges Denkmal mit einer geprägten Medaillie errichtet, so wie selbe hier beigeschlossen ist. Mein 5 Fürst hat mir eine derselben gegeben, um solche E. W. als ein Zeichen seiner wahren Freundschaft und Ergebenheit zu überschicken.¹

Wir haben diese Medaillie in Mailand durch den Herrn Graveur Guillemard stechen und in Gold, Silber und Kupfer abprägen lassen. Sie ist nicht allerdings nach unserm Wunsch aus- 10 gefallen. Unsere große Entfernung von Mailand hat nicht zugelassen, die Fehler zeitlich einzusehen und zu verbessern.² Mit der kurzen Inschrift „Optimo Patri Ob Rem Restitutam“ glaubten wir sehr vieles zu sagen. Wer in der Lebensgeschichte Martin des Zweiten, auch in seinen Regierungs- und unseres Gotteshauses 15 Ereignissen nur ein wenig bewanderet ist und ein empfindungsfähiges Herz besitzt, kann sich leicht über diese Inschrift einen Kommentar denken.

Mir ist es ein wahres Vergnügen, wenn Ihnen dieses Merkmal der Hochachtung unseres Fürsten und unseres Stifts gegen Sie 20 angenehm sein wird. Leben Sie wohl und seien Sie versichert³ . . .

¹ Vgl. Reise XII 757 f. — Die Denkmünze ist auch angezeigt und beschrieben in der Allgemeinen deutschen Bibliothek 60 (1785) 614 f.

² An den unteren Rand dieser ersten Briefseite hat Nicolai zwei Notizen geschrieben, von denen die eine das Bild Gerberts betrifft („Das Bild ist sicherlich stark deckend [?], aber das Auge so ganz verzogen [?]“), während die andere von Stichen handelt („Da das eine Blatt von Rstb. [?] gestochen ist, ob sie etwa alle wollen stechen [?] lassen“). Eine Interlinearglosse konnte ich nicht entziffern. In der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ 60 (1785) 614 urteilt Nicolai über die Arbeit Guillemards also: „Dieses Bild ist ziemlich ähnlich, nur die Lebhaftigkeit und Würde des Fürsten, die mit einer zuvorkommenden Leutseligkeit verknüpft sind, ist zu wenig ausgedrückt.“

³ Am oberen Rand der letzten Briefseite ist vermerkt als Empfangstag „1785. 10. Jan.“ und als Tag der Beantwortung „11. März beant.“

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 13. März 1785.

[Besorgnis wegen Nicolais langen Stillschweigens. Bitte um Auskunft über eine Art von Baumwollpflanze für die Wollspinnerei.]

Eine aus unserer gepflogenen Freundschaft entstehende Verlegenheit ist es, die mich zwingt, an E. W. zu schreiben. Auf Dero Verlangen schickte ich Ihnen die Zeichnungen des hiesigen Tempelgebäudes samt anderen Beilagen.¹ Ich übersendete ein anderesmal eine silberne Medaille meines liebsten Fürstens.² Ich förderte Ihnen dieses alles nach gegebener Anweisung durch Herrn Fleischer in Frankfurt zu. Bisher aber hab ich weder von Frankfurt, weder von Berlin ein Zeichen des Empfangs gesehen.³ Die Verlegenheit über den Empfang der eingesendeten Stücke ist
10 ohngleich geringer als jene, in die mich E. W. ohngewohntes Stillschweigen setzt. Ich erinnere mich, daß der vorjährige Winter Dero Gesundheit sehr nachteilig gewesen.⁴ Dieses macht mir das Besorgnis, daß der diesjährige, der wenigstens in unseren Gegenden sowohl an Graden der Kälte, als an Menge des Schnees viel
15 härter ist, eben diese Anfälle möchte erneuerte haben. Entledigen Sie mich dieser Sorge und berichten Sie mich bald, wie es mit Ihrer Gesundheit stehe.

Ich las neulich in der teutschen Enzyklopädie,⁵ daß in den Preußischen Staaten eine Art von Baumwollen-Pflanzen wachse,
20 die mit Nutzen verarbeitet werde.⁶ In einer unserer Gegenden

¹ Vgl. 10, 6 ff. (vom 21. Nov. 1784).

² Vgl. 12, 2 ff. (vom 4. Dez. 1784).

³ Nicolai hatte nach seinen eigenen Vermerken den Brief vom 21. Nov. beantwortet am 11. März (vgl. S. 39 Anm. 1) und den vom 4. Dez. am selben Tag (vgl. S. 41 Anm. 3).

⁴ Vgl. 2, 1 ff. und 3, 1 ff.

⁵ „Deutsche Encyclopädie oder allgemeines Real-Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft von Gelehrten.“ Bd. III (Frankfurt a. M., Varrentrapp 1780) S. 119 f. Artikel „Baumwollenweide“.

⁶ Dazu bemerkte Nicolai am unteren Rande der ersten Briefseite: „Salix folio laureo odorato Raji. Salix polyandra laurea et pentandra Linn. S. Gleitsch, Forstwissenschaft S. 691–703.“ Eine Randnotiz auf der zweiten Seite,

wächst ebenmäßig eine Staude, die eine Art von Wolle trägt, die aber aller damit angestellten Versuchen nicht zubereitet werden kann. Dieses machte uns auf den Gedanken verfallen, ob nicht durch Einimpfung oder, wie man es hier nennt, durch Pelzung preußischer Zweigen auf hiesige Stauden diese Baumwollenart 25 eingeführt und fortgepflanzt werden könnte. Wenigstens sollte unsere kalte Gegend dieses nicht hindern in Anbetracht, daß jene Provinzen ebenso kalt und rauhe als die unsrigen und vielleicht noch mit einem Übermaße sind. E. W. werden mich berichten können, ob und wie solche Pflanzen hieher gebracht werden 30 könnten. Wenn diese Frage beantwortet sein wird, würde ich denn erst Dieselbe gehorsam bitten, mir zu Habhaftwerdung derselben Hilf zu leisten.

Mein Fürst macht Ihnen sein ergebenstes Kompliment. Ich bin¹ . . .

35

14

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 17. April 1785.

[Dank für Zusendung von Büchern und eines Porträts. Wird ein Bild Gerberts von Chodowiecki-Berger bestellen. Blitzableiter in St. Blasien.]

Mit vielem Vergnügen hab ich E. W. Wertestes von dem 11. März² samt dem angeschlossenen ersten Stücke des 60. Bandes der „teutschen Bibliothek“³ und einigen anderen Bögen erhalten. Dieses Paket befreiete mich von der ängstlichen Sorge

die sich auf eine Frage betr. Gladitsch bezieht, konnte ich nicht entziffern. Nicolai berichtete über diese Angelegenheit auch Reise XII 73 f. Anm. Über die Baumwollspinnerei in den sanktblasischen Herrschaftsgebieten vgl. E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds und der angrenzenden Landschaften I (1892) 519, 742, 745 f. und 760 ff. (über die Stickerei, die selbst als die Löhne sanken, noch immer viel einträglicher war als Spinnerei und Weberei).

¹ Notiz auf Seite 2 über den Einlauf des Briefes: „1785. 25. März“ und über seine Beantwortung: „23 April beant. von Leipzig.“

² Verloren. Vgl. S. 39 Anm. 1 und S. 42 Anm. 3.

³ Vgl. S. 31 Anm. 3.

5 für Ihre Gesundheit, die mir sehr wert und teuer ist. Ich hab
 meinem Fürsten Ihr angenehmes und wohlgetroffenes Bildnis¹
 samt dem Übrigen gegeben. Er nahm es mit vieler Rührung an
 und machte mir anbei den Auftrag, E. W. seine lebhafteste Dank-
 nehmgigkeit zu bezeugen, welches mit diesem geschieht. Ich setze
 10 hierzu auch die meinige und kann Sie versichern, daß ich mich
 bestreben werde, Denenselben meine Hochachtung und dank-
 vollste Gesinnungen lebenslänglich zu betätigen. Den wechsel-
 seitigen Büchertausch nehme ich gerne an, und mit nächsten
 Postwagen schicke ich für Sie den „Codex epistolaris Rudolphi I.“
 15 und „Iter alemannicum“ an Herrn Fleischer zu Frankfurt.²

Mit dem Preis, den Herr Chodowicky für das Bildnis meines
 Fürsten angesetzt,³ bin ich gar wohl zufrieden und zumal ganz
 überzeugt, daß sowohl dieser als Herr Berger³ sich alle Mühe
 geben würden, dem Stücke alle mögliche Vollkommenheit zu
 20 geben. Allein die einzige Beschwerlichkeit bestehet darinn, daß
 wir nur ein Porträt im Profil haben, welches dem Fürsten in etwas
 ähnlicher ist. Dieses aber ist mit trockenen Farben⁴ gemalt und
 in Glas und Rahmen behalten, welches zu gefährlich ist, soweit
 zu transportieren. Ich würde es schon haben abzeichnen lassen,
 25 wenn nicht unser Maler gestorben, und in der Nachbarschaft nur
 ein wenig ehrlicher Zeichner sich befinden würde. Anbei wünschte
 ich zween Drittel des Angesichts von meinem Herrn zu haben.
 Er ist aber auf keine Art mehr dahin zu bereden, daß er nochmal
 einem Maler, seie er wer er wolle, sitze.⁵ Indessen werde ich doch
 30 nicht nachlassen, bis ich eine gute Zeichnung erhalte; und diese
 werde ich nirgends als nach Berlin schicken.

¹ Wenn es nicht, was der Wortlaut nahelegt, ein Bild Nicolais ist, könnte es auch der Stich des Mannheimer Kupferstechers E. Verhelst mit dem wenig gut gelungenen Bilde Gerberts sein, das Nicolai dem 60. Bande seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ beigegeben hat. Vgl. S. 31 Anm. 3.

² Hierzu bemerkt Nicolai mit Bleistift: „NB. Noch Scriptorum ecclesiasticorum de Musica sacra. III Tomi 1784. 3mal.“ Und daneben: „Gleditsch (vgl. S. 42 Anm. 6) Absol. (?) nachgesendet.“

³ Vgl. S. 40 Anm. 5.

⁴ Es war also ein Pastellbild. Von dessen Verbleib ist mir nichts bekannt geworden.

⁵ Eine Interlinearglosse Nicolais ist vielleicht zu lesen: „Das bei Silbermann und Starb (?).“

Sie haben ganz recht, daß ehemals auf unseren benachbarten Bergen Gewitterleiter aufgerichtet gewesen.¹ Diese waren aber nicht auf den Bäumen angebracht. Sie stunden besonders auf hohen Stangen angemacht, von den Bäumen abgesondert. Man glaubte dadurch den elektrischen Fluß mehrer von dem Gebäude abzuhalten, da selber schon in der Entfernung Gelegenheit haben sollte, sich in die Erde abzuführen. Nachdem man aber in dieser Wissenschaft weiter gekommen und zumal beobachtet hat, daß unsere hohen Tannen- und Fichtenbäume die natürlichsten Ab-
 leiter wären, hat man diese künstliche Ableiter auf den Bergen abgehen lassen und sich mit denen, die durchgehends auf unsern Gebäuden angebracht sind, begnüget. Vor zwei Jahren, in jenem fürchterlichen Donnerjahre, haben wir eine Probe von unsern Ableitern auf den Gebäuden gehabt. An einem Sonntag fuhr der Strahl geradezu auf den Ableiter, der auf unserer Bäckerei steht; er fuhr aber ohne die mindeste Beschädigung diesem Ableiter nach in die Erde, ohne daß er nur ein Ziegel auf dem Dach verletzt hätte. Unser Beispiel hat schon mehrere Nachahmer in unserer Nachbarschaft gehabt, und das Vorurteil wider diese Ableiter wird sich in kurzer Zeit ganz verlieren.

Ihrem Herrn Sohn bitte mein gehorsames Kompliment zu vermelden. Erhalten Sie mich ferner in Ihrer Gewogenheit; ich bin ...

15

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 7. August 1785.

[Baumwollenbau im St. Blasischen. Bücheraustausch. Freimütige Klagen über Bd. V und VI der Reisebeschreibung; Nicolais Vorurteile und „Untersuchungsmängel“.]

Ich hab neulich durch Herrn Fleischer in Frankfurt zwei Bände der „deutschen Bibliothek“ und die Abhandlung des H. Prof. Gleditsch² samt zweien Ihrer wertesten Briefen³ erhalten. Daß

¹ Siehe 10, 22 ff. ² Vgl. S. 44 Anm. 2.

³ Da Ribbele den Brief vom 11. März 1785 schon vor dem 17. April erhalten hatte (vgl. 14, 1 f.), kann hier nur gemeint sein der Brief vom 23. April und

ich meine Antwort so lang verschiebe, war meine Abwesenheit
 5 schuldig, die bei 5 Wochen dauerte. Der Baumwollenbau zeigt
 sich nun auf einer ganz andern und zwar sehr widrigen Seite.
 Frankreich hat durch das neuerliche Verbot der fremden Baum-
 wollenwaren der Schweiz und unserm Schwarzwalde den emp-
 findlichsten Streich versetzt. Der größte Nahrungsweig ist da-
 10 durch unserm Landvolk erstickt worden. Wenn man nicht durch
 eine glückliche Spekulation sich zu helfen weiß, ist mehr als ein
 Drittel des Volks verloren, wofern nicht die französisch- indische
 Kompagnie sich nicht selbst in das Mittel legt. Die Überpflan-
 zung der preußischen Baumwollen wird demnach noch einigen
 15 Anstand leiden, bis sich wieder eine bessere Aussicht hoffen
 läßt.

Die „Scriptores de re musica“ in 3 Bänden werde nach Ihrem
 Begehren in 3 Exemplarien durch Herrn Fleischer in Frankfurt
 mit dem nächsten Postwagen schicken.¹ Diesen werde ich noch
 20 eine Dissertation „De Rudolpho suevico comite, duce, rege“ bei-
 legen, die erst neulich hier herausgekommen.

Auch ich liebe und schätze Sie, obwohl ich von ganz anderer
 Gesinnung und Denkungsart als Sie bin und obwohl ich durch
 Ihre zwei letzte Bände² neuerdings äußerst versucht werde zu
 25 glauben, daß Sie von keinem Katholischen, wenigstens von Geist-
 lichen und besonders von Mönchen gut denken. Diese Bände
 sind abermals voll von widrigsten Schilderungen; und gute Züge
 sind so gar selten, daß Leute, die die Sache nicht besser kennen,
 notwendig zu unserm Hasse verleitet werden müssen. Man sucht

ein zweiter ebenfalls verlorener, der wohl im Juni (fünfwöchige Abwesenheit)
 geschrieben war.

¹ Vgl. S. 44 Anm. 2. — Es handelt sich beide Male um Werke Gerberts,
 die 1784 und 1785 erschienen sind.

² Es sind die Bände V und VI der Reisebeschreibung, die beide im Jahre
 1785 ausgegeben worden sind. Der V. Band bringt im XIII. Abschnitt eine
 von S. 3–186 reichende sehr ausführliche Schilderung „Von Religion und
 Religionsgebräuchen in Wien“ mit 69 Seiten Beilagen, während der XIV. Ab-
 schnitt auf S. 186–321 bringt „Einige Anmerkungen über Sitten, Gewohn-
 heiten, Charakter und Sprache der Einwohner von Wien“ und dazu Beilagen
 S. 70–152. Der VI. Band mit 104 Seiten Beilagen berichtet die Reise nach
 Ungarn S. 325–450 und die Reise nach und den Aufenthalt in München
 S. 451–784.

sorgfältig alle Histörchen ohne Unterschied zusammen, dadurch 30
 man diese Schilderungen recht lebhaft machen will; wohin z. B.
 jene gehören, die man über die Anwesenheit des Papsts in Wien
 beibringt.¹ Ich war bei dieser Gelegenheit selbst gegenwärtig in
 Wien und hörte dergleichen Bierhäusel-Erzählungen viele, die
 aber bei genauerer Untersuchung alle wie die Irrwische ver- 35
 schwanden. Ich versichere Sie aber, daß alles dieses meine Ach-
 tung, meine Hochschätzung gegen Sie nicht schmäleret. Ich weiß
 es, daß es nicht ein Fehler des Herzens ist. Prävention und
 größtenteils Vorurteile sind es; es sind Untersuchungsmängel,
 weil es mir sicher scheint, daß Sie weder den Katholizismus, 40
 weder die Hierarchie wahrhaft untersucht haben, noch unter-
 suchen können. Mißbräuche bedauern wir selbst; wo werden Sie
 aber ein Land finden, wo es keine dergleichen gibt. Ich sah in
 protestantischen Ländern, die ich bereiset, größere und wich-
 tigere, aus welchen ich aber das Übrige nicht beurteile. Sie 45

¹ Der Aufenthalt des Papstes Pius VI. in Wien fiel in die Zeit vom 22. März bis 22. April 1782 [vgl. Jules Gendry, *Pie VI. Sa vie, son pontificat I.* (Paris 1905) 254–277], also gerade $\frac{3}{4}$ Jahre nach dem Besuche Nicolais in Wien, der die Tage vom 9.–29. Juni 1781 ausgefüllt hat. Während Ribbele damals selbst in Wien gewesen ist (vgl. oben S. 8), konnte Nicolai über Pius VI. in Wien nur vom Hörensagen erzählen. Er berichtet in der Tat — er konnte es sich nicht verkneifen, den Papst heranzuziehen, — ein paar „Histörchen“ aus Anlaß von päpstlichen Segensspendungen (S. 59f.), erwähnt mit hämischen und unsachlichen Bemerkungen die Erteilung eines vollkommenen Ablasses durch den Papst (S. 99f. und Beilage XIII 11) und bemerkt S. 160 unter Verweis auf die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ Bd. 53 S. 601, wie sehr man in Wien noch an der „Pfafferey“ klebe, „dies sah man nur allzusehr, als der Papst in Wien war“. In dem genannten 53. Bande werden nun drei „Zettelchen“ von Nicolai wiedergegeben, die, als der Papst in Wien war, daselbst gedruckt worden sind. Das erste Stück ist ein Gedicht, das die S. 602 und 603 füllt: „Das für die Wiener erfreuliche Osterfest, als seine päpstliche Heiligkeit Pius VI. dem häufigen Volke den Segen erteilte den 31. März 1782. Von Johann David Hamer 1782.“ Dann folgt S. 604–605 ein Prosastück: „Auf die Abreise S. päpstl. Heiligkeit Pius' VI. Von Joseph Kastner. Wien. Mit Jahnschen Schriften gedruckt.“ Und das dritte Stück S. 606–607 ist wiederum ein Gedicht: „Neue Ehrensaule Ihro päpstl. Heiligkeit Pius' VI. zuseiner höchst erfreulichen Gegenwart in Deutschland.“ Diese drei Stücke „verdienen“, nach Nicolai, „daß sie als traurige Denkmale menschlicher Vorurteile nochmals in der allg. deutschen Bibliothek abgedruckt werden“. Es sind unendlich überschwengliche, aber sonst völlig harmlose Produkte.

schreiben viele Wahrheiten, denen aber das Unehchte immer das Gleichgewicht hält. Der Autor ist mir immer ein bischen verdächtig, der in der Vorrede¹ sich so sehr und ängstlich bearbeiten muß, seine Leser von seiner guten Meinung und besten Absichten zu überzeugen. Allein diese meine Äußerung solle den Meinungen großer Staatsleuten und Gelehrten nicht vorgreifen. Ich gehöre zu keinem dieser Fachen. Zu Ihren Freunden gehöre ich doch; und dieses gibt mir das Recht, mich freimütig zu äußern, wenn ich nicht ein Heuchler werden will. Sie sehen mich auch also an und verzeihen mir meine Offenherzigkeit gutwillig, weil Sie können versichert sein, daß meine Hochachtung sich nicht ändere, mit deren ich bin . . .

16

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 9. März 1786.

[Wird mit Gerbert nach Wien reisen und von dort Weiteres schreiben.]

Mit vielem Vergnügen siehe ich aus Ihrem Schreiben von dem 21. vorigen Monats,² daß Sie noch leben und gesund seien. Ich war um dieses etwas besorgt, weil ich weiß, daß Ihre Gesundheit zuweilen einen Anstoß leidet. Ich war noch nicht in Wien; künftigen Montag aber werde ich mit meinem Fürsten von hier dahin abreisen.³ Finden Sie mich im Stande, Ihnen daselbst dienen zu können, werden Sie mich hierzu bereit finden.

Die Abhandlung von dem „Rudolpho suevico“ werde ich nachtragen und Ihnen durch Herrn Fleischer in Frankfort zuschicken.⁴

¹ Gemeint ist die lange Vorrede zum VI. Bande, datiert vom 19. März 1785, welche p. III–XVIII umfaßt; vgl. besonders p. V–XI.

² Verloren.

³ Beschwerden der Stände gegen die wirtschaftlichen und bäuerlichen Reformen Josephs II. führten Gerbert wiederum (vgl. S. 47 Anm. 1) nach Wien. Die Abreise von St. Blasien fand statt am 13. März, die Ankunft in Wien am 23. März; am 1. September war Gerbert wieder in St. Blasien.

⁴ Vgl. 15, 20 f.

Die Kürze der Zeit läßt mir dermal nicht zu, mehrer zu schreiben; ich werde es aber von Wien aus einbringen.

Seien Sie versichert . . .

17

Friedrich Nicolai an P. Mauritz Ribbele.

Leipzig, 11. Mai 1786.

[Übersendet den VII. Bd. seiner Reise mit dem Wunsch, denselben ohne Mißvergnügen zu lesen.]

E. Hochwürden Schreiben von 19. März habe ich zu seiner Zeit sowie auch hier durch H. Fleischer die Abhandlung „De Rudolpho Suevico“ richtig erhalten.¹ Durch letztern Canal werden Sie auch den 7. Band meiner Reise² bekommen. Ich wünschte, daß Sie dieselbe ohne Mißvergnügen lösen, und ich hoffe es. 5 Ich bin zwar in derselben durch die vorkommende Materie genötigt, mich über die Mißbräuche in Ihrer Kirche sehr freimütig zu erklären. Ich versichere Sie aber, daß ich jeden rechtschaffenen Katholiken von Herzen liebe und verehere. Wir müssen notwendig nach der sehr verschiedenen Lage, in welcher wir uns befinden, 10 die Gegenstände sehr verschieden ansehen. Indessen grade durch die sehr verschiedene Ansichten und durch die daraus folgenden Untersuchungen werden immer mehr Begriffe entwickelt, welche zur Wahrheit leiten.³

Versichern Sie Ihren würdigen Fürsten meiner aufrichtigen 15 Verehrung und nehmen Sie die Versicherung der Hochachtung an⁴ . . .

¹ Vgl. 16, 8 ff.

² Er ist 1786 erschienen; die Vorrede ist vom 12. April 1786 datiert. Der Band behandelt auf 168 Seiten mit 64 Seiten Beilagen Schloß Nymphenburg und Augsburg und bringt im Anhang „eine Untersuchung der Beschuldigungen, die Herr Professor Garve wider diese Reisebeschreibung vorgebracht hat“ (144 Seiten mit Beilagen bis S. 189).

³ Dieselben Gedanken finden sich in breiterer Ausführung bereits in den Briefen 4 und 9.

⁴ Der Brief steht St. Paul, Archiv. Blas. Cod. chart. XXI d 250 S. 235.

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 26. Oktober 1786.

[Beklagt den Mangel an Mäßigung, Toleranz und Liebe sowie das vielfache Zutagetreten von Leidenschaft und Vorurteil in Nicolais Reisebeschreibung. Bücheraustausch.]

Ich war schon lang mit meinem Fürsten in Wien, als Ihr wer-
 testes Schreiben von dem 11. Mai samt dem 7. Bande Ihrer Reise-
 beschreibung in St. Blasien ankam.¹ Wir reiseten den 12. August
 von dort wieder ab und kamen den 1. September nach vielen Um-
 5 wegen und ausgestandener Wassergefahr glücklich zu Hause an.
 Ich benutzte in meiner Anwesenheit Ihre Beschreibung Wiens²
 öfters und besonders, da ich den Lascyschen Garten in Dornbach³
 durchlief. Ihren 7. Band⁴ werde ich mit gewohnter Kaltblütig-
 keit lesen. Ich weiß, daß Sie und ich in unserer zerschiedenen
 10 Lage die Gegenstände auch zerschieden beurteilen müssen; und
 eben darum können Sie sich leicht vorstellen, daß ich mit Ihnen,
 soweit es die Hauptsache unserer Religion betrifft, ohnmöglich⁵
 einverstanden sein kann. Sie greifen öfters Personen an, die ich
 teils vormals schon gekennet, teils in der Hin- und Herreise ken-
 15 nen gelernt habe, die mir ganz anderst auffielen, und für deren
 Rechtschaffenheit ich Bürge sein kann;⁶ welches auch veranlasset,
 daß mehrere sich derselben angenommen und in öffentlichen
 Schriften selbe verteidiget haben.⁷ Ihre Schreibart ist freilich

¹ Vgl. 17, 3 f.

² In den Bänden II (von S. 573 ab), III, IV und V, von denen der letzte 1785 erschienen war.

³ Vgl. Bd. III 104–115.

⁴ Vgl. 17, 5.

⁵ Von Nicolai mit Blei unterstrichen.

⁶ Nicolai bemerkt mit Tinte: „Ich habe niemand persönlich angegriffen.“

⁷ Die Kritiken an Nicolais Reisebeschreibungen und seine Erwidernngen darauf könnten, wenn man sie für wichtig genug halten wollte, wohl eine eigene Untersuchung füllen; so zahlreich und z. T. umfangreich sind sie. Ich beschränke mich hier darauf, auf Reise VII (1786) Vorrede und Anhang

freimütig, deren es aber an der gehörigen Mäßigung, Toleranz und Liebe gebricht. Sie vergessen öfters jenen Respekt, den uns ²⁰ gegen gewisse Personen das Gesellschaftsband als Pflicht auflegt. Ja ich muß Ihnen als Ihr Freund bekennen, daß nur gar zu oft Leidenschaft und Vorurteil sehr hervorbreche, die sich weder verbergen, weder entschuldigen läßt. Daher sich nicht zu verwundern, daß Eckartshausen¹ und andere auch selbst von Ihrer ²⁵ Religion hart über Sie gesprochen haben. Wir Katholiken därften es nicht wagen, auf gleiche Art über Ihre Religion und deren Diener loszuziehen,² ohne uns den Reichstag³ und dessen Ungnade über die Köpfe herzuziehen; wir müssen dermalen alles

(144 S.), VIII (1787) Vorrede und Anhang (186 S. groß), IX (1795) Vorrede und XI (1796) Vorrede (XCIII pag. umfassend) zu verweisen.

¹ Karl von Eckartshausen (geb. 1752 in Schloß Heimhausen, Oberbayern; gest. 1803 in München) war seit 1776 kurf. wirkl. Hofrat und von 1780–1793 Bücherzensurrat in München. Seit 1777 gehörte er der Akademie an und 1784 war er wirkl. geheimer Archivar geworden. Er ist Verfasser „zunächst juristischer und belletristischer, dann alchemistischer und mystischer sehr zahlreicher Schriften“ (vgl. Allg. Deutsche Biographie V 608 f.). Ich habe erwartet, sein Urteil über Nicolai in der am 5. April (Stiftungstag der Akademie) 1785 gehaltenen Festrede „Über die literarische Intoleranz unseres Jahrhunderts“ zu finden. Allein in der sehr phrasenreichen Schrift ist kein einziger der deutschen Literaten mit Namen genannt. Schließlich fand ich die Stelle in dem Buche: „Über Religion, Freidenkerei und Aufklärung. Eine Schrift zu den Schriften unserer Zeiten, der Jugend geweiht“ (München, J. B. Strobl, 1785. 106 S. kl. 8). Sie steht auf S. 22–26, wo Eckartshausen aus Anlaß des VI., auf S. 500–784 über München handelnden Bandes von Nicolais Reisen in einer langen Anmerkung seiner Entrüstung Ausdruck gibt: „Ein menschenfeindlicher Satyr, der sichs zum Beruf gemacht hat, jede Nation zu tadeln, nur das Böse an jedem Lande aufzusuchen, um alles lächerlich zu machen, hat mit Nicolai gefrevelt und, um den Gutdenkenden zu täuschen, seinen entweihten Namen vorgesetzt. . . . Ich glaube, es seiner Ehre schuldig zu sein, ihn von der Andichtung eines Werkes zu retten, das äußerst intolerant ist; und wenn Nicolai keinen andern Anspruch auf meine Verteidigung hätte, so ist es genug, daß er ein Mitglied unserer Akademie ist“ (S. 23 f.). — Nicolai berichtet über diese Ehrung, die ihm in München, wo er sich vom 9. bis 11. Juli aufhielt, während einer Akademie-Sitzung widerfahren ist, im VI. Bande der Reisebeschreibung S. 615. Vgl. L. Westenrieder, Geschichte der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften II (1807) 579.

² Nicolai bemerkt hierzu: „Das können Sie auch nicht, die haben keine Wahrhaftigkeit (?)“.

³ Nicolai: „Oho“.

30 über uns schreiben, predigen und hergehen lassen und sind deswegen die einzige wahre praktische Toleranten.¹

Nehmen Sie, bester Freund, meine Freimütigkeit gut auf.² Es ist Pflicht für mich, die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie nicht, daß ich aus Leidenschaft oder Vorurteile so mit Ihnen spreche.³
 35 Ich hab Ihre Schriften reif überdenkt. Wenn ich politisch dachte, hätte ich Gründe, Sie zu schonen; ich würde aber hierdurch die Wahrheit und Freundschaft verletzen, die mir lieber als mein Leben sind. Ich schätze Sie dennoch, weil ich Sie als einen rechtschaffenen Mann kenne, der schreibt, wie er denkt, ob-
 40 wohl seine Gedenkungsart vielleicht reiner sein könnte. Ich liebe Sie und bedaure nur, daß unsere Entfernung mich des Vergnügens beraubt, Ihnen meine Zuneigung werktätiger zu äußern.

¹ Nicolai: „Ach! Siehe doch den Hirtenbrief des Bischofs (folgt ein unleserliches Wort) Papst Pius' VI. Briefe wegen des Mainzer Relig. Journal der deutschen (?) Jesuiten (?). (Folgen wieder einige unleserliche mit kleinster Schrift an den Rand geschriebene Worte). Das Alleinseligmachende und Unfehlbare ist wohl dem Prinzip wahrer Toleranz entgegen. Ich befürchte, die Katholiken sehen noch nicht ein, wo eigentlich die Schwierigkeit liegt. Die Rechte jedes (folgt ein nicht zu entzifferndes Wort) uneingeschränkt zu gebrauchen, ist wahres Principium aller Toleranz.“ — Bei dem am Anfang dieser Randnotiz Nicolais genannten Hirtenbrief handelt es sich vielleicht um den Hirtenbrief des Bischofs von Augsburg Clemens Wenceslaus vom Jahre 1780, der zum „größten Teil an die Protestanten oder eigentlich wider die Protestanten gerichtet ist; denn es sollen durch diesen Hirtenbrief die irrenden Kinder, die den wahren Schafstall verfehlen, wieder in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche zurückgebracht werden“ [ReiseVII (1786) 142]. — Was es für ein Bewenden hat mit Pius VI. und dem „Mainzer Religions Journal“, konnte ich (vorausgesetzt, daß ich die Handschrift Nicolais richtig gelesen habe) nicht feststellen.

² Nicolai bemerkt: „O ja.“

³ An den unteren breiten Rand der Briefseite schrieb Nicolai: „Ich weiß wohl, er verdammet nicht und macht nicht Proselyten. Aber tun es nicht andere? Tut es nicht der Papst? Tut es nicht die Kirche? Ich sage nichts mehr, als die katholische Kirche, die katholische Lehre ist noch ganz, wie sie war. Dies sagen die Katholiken auch. Ist dies aber, so folgt alles daraus, was ich sage. Es ist freilich dem katholischen Begriffe gemäß, alle die außer der Kirche sind, zu verdammen und daher (?) alle möglichen Mittel, die Wiedervereinigung zu suchen. Aber wir verachten eine solche leere Verdummung (?) und tun alles, um Wiedervereinigung zu verhüten. Wir handeln beide in letztern Charakter.“

Sobald der zwote Teil der „Silva nigra“ und der „Codex diplomaticus“ die Presse wird verlassen haben,¹ will ich Ihnen selbe 45 durch Herrn Fleischer zuschicken. Mein Fürst verdankt Ihnen verbindlichst die demselben zugeschickte „Beschreibung der Stadt Berlin“ in 3 Bänden.² Wir sind nun sowohl wegen diesem Werk als wegen der Fortsetzung der „teutschen Bibliothek“ Ihre Schuldner, ohne daß wir Sie durch unsere Presse bezahlen 50 können. Mir scheint demnach, daß wir eine andere Weise, einander zu befriedigen, ausdenken müssen, weil wir Sie nicht beschädigen wollen. Haben Sie die Gnade und teilen Sie mir Dero Gedanken darüber mit. Von der „teutschen Bibliothek“ haben wir nun den 66. Band; es manglen uns aber der 63. und 65. ganz, 55 die ich also noch nachzuschicken bitte.

Übrigens wiederhole ich meine aufrichtigste Äußerung noch einmal und bitte, versichert zu sein³ . . .

19

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 4. Januar 1787.

[Hofft nicht, ihn durch Brief 18 beleidigt zu haben. Bittet um Übersendung einer auf den deutschen Fürstenbund geprägten Schaumünze.]

Ich hoffe nicht, daß mein letzteres Schreiben⁴ E. W. werde beleidigt haben. Wenigstens ware dieses von meinem Herzen sehr weit entfernt. An meine Freunde, unter welchen Sie gewiß einen vorzüglichen Rang haben, schreibe ich offenherzig ohne Schminke; ich lobe das Gute und rüge das Fehlerhafte und erwarte von 5 Ihnen die nämliche Liebe. Irre ich in meinem Urteile, so erwarte ich Belehrung, die aber gründlich sein muß, und ich danke dafür.

¹ Von der „Historia nigrae silvae“ ist der zweite und der den „Codex diplomaticus“ bringende dritte Band erst im Jahre 1788 erschienen.

² Die „Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam“ ist 1769 in erster, 1779 in zwei Bänden in zweiter und 1786 in drei Bänden in dritter Auflage erschienen.

³ Vermerk über den Einlauf des Briefes: „1786. 6. Nov.“; über die Beantwortung: „87. 1 Febr. beant.“. ⁴ Brief 18 vom 26. Okt. 1786.

Dieses erkenne ich als wahre Freundschafts-Pflicht, die ich heilig halte auch noch gegen jene, die sich von mir entfernet und gar
10 Feinde geworden sind.

Durch öffentliche Blätter ist die Schaumünze bekannt gemacht worden, die in Berlin auf den teutschen Fürstenbund geprägt wurde. Dieses große Ereignis verdiente durch ein solches Denkmal verewigt zu werden.¹ Wir wünschen dieselbe auch in unserer
15 Sammlung zu haben. Mein Fürst, der E. W. sein ergebenstes Kompliment zusicheret, hat mir den Auftrag gemacht, E. W. zu bitten, mir eine solche von Silber gegen die Bezahlung zu schicken. Belieben Sie mir anbei die Anweisung zu machen, wohin die Bezahlung für diese Münze sowohl als für die eingeschickte Bücher
20 zu machen sei.

Nebst meinem gehorsamen Kompliment an Ihren Herrn Sohn bin ich² . . .

20

P. Mauritz Ribbele an Friedrich Nicolai.

St. Blasien, 29. März 1787.

[Dank für die „Medaille über den Fürstenbund“. Bücheraustausch.]

Ich hab Dero wertestes Schreiben von dem 1. Februar samt der angeschlossenen Medaille³ über den Fürstenbund durch die

¹ Der deutsche Fürstenbund vom 23. Juli 1785 zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung, der Integrität der deutschen Reichskreise usw. vereinigte nach und nach die meisten katholischen und protestantischen, geistlichen und weltlichen Reichsfürsten unter der Führung Preußens gegen den Kaiser und Österreich. Daß man in St. Blasien dem Fürstenbund wohl nicht unsympathisch gegenüberstand, erklärt sich aus der Tatsache, daß Österreich — und das war durchaus kein singulärer Fall — Anspruch erhoben hatte auf die Steuererhebung in den reichsunmittelbaren sanktblasischen Ämtern Blumegg, Betmaringen und Gutenberg und daß es auf diesen Anspruch nach langen Verhandlungen nur verzichtet hatte gegen eine jährliche Bezahlung von 600 Gulden seitens St. Blasiens. (Vgl. GK II 105–107).

² Auf dem oberen Rand der letzten Briefseite steht von Nicolais Hand: „1787. 18 Jan“ (Briefempfang); „1 Febr. beant.“ (Beantwortung); „Medaille besorgen. 3 fl.“ ³ Vgl. Brief 19, 11 ff.

Wohlerische Buchhandlung in Ulm richtig erhalten. Besagte Buchhandlung hat, wie selbe mich berichtet, den Betrag dafür an E. W. schon abgeführt. Ich erstatte für die Bemühung den 5 gehorsamsten Dank. Mir ist nichts anderes mehr übrig, als Sie zu bitten, was wir Ihnen für die überschickte „deutsche Bibliothek“¹ schuldig sind, bekannt zu machen, damit ich solche abführen könne. Hier wird der zweite Teil der „Silva nigra“ samt dem „Codice probationum“ bald die Presse verlassen.² Man 10 druckt wirklich an dem zweiten Band der „Nummotheca Austriaca“.³

Mein Fürst macht Ihnen sein ergebenstes Kompliment. Ich aber empfehle mich gehorsam und bin . . .⁴

¹ Bleistiftnotiz Nicolais: „Es geht auf.“ — Vgl. Brief 18, 48 ff.

² Vgl. 18, 44 ff.

³ Es war die zweite Auflage des II. Bandes der „Monumenta principum augustae domus Austriae“ des P. Herrgott. Die „Nummotheca“ ist in 2 Folianten erschienen 1789.

⁴ Dies ist der letzte der mir bekannt gewordenen Briefe der Korrespondenz. Ob dieselbe, zugleich mit dem Bücheraustausch, fortgesetzt worden ist oder warum sie eventuell aufgehört hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Ein paar Bleistiftnotizen über den Worten „Codice probationum“ und „Nummotheca Austriaca“, die ich nur teilweise entziffern kann, lassen sehen, daß Nicolai mit der Fortsetzung des Bücheraustausches gerechnet hat.

DARSTELLUNG

Die Stellungnahme Nicolais zur katholischen Kirche kann nur dann richtig verstanden und gewürdigt werden, wenn man ausgeht von dem Verhältnis Nicolais zu seiner eigenen protestantischen Kirche und zum Christentum überhaupt. Für diese Fragen kann ich mich stützen auf die umfangreichen und eingehenden Untersuchungen von Karl Aner in seinem 1912 erschienenen Buche „Der Aufklärer Friedrich Nicolai“.¹ Demnach ist Nicolai zwar kein Deist (S. 39, 78), aber doch Rationalist im Sinne eines Anti-Supranaturalismus und einer Erweichung des Supranaturalismus (S. 49). Er „kämpft für das Recht natürlichen Denkens im Gegensatz zum kirchlichen Supranaturalismus“ (S. 187). Er glaubt an einen gütigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, und an seine Vorsehung; er glaubt an die Freiheit des Willens und an die Unsterblichkeit der Seele (S. 65, 75). Sein Rationalismus ist aber keine überwiegend intellektualistische Geistesrichtung (S. 49), sondern seine „gesunde Vernunft“ ist eine klare, selbst begründete und weitblickende praktisch-sittliche Lebensanschauung (S. 53). Für ihn folgt alles sittliche Handeln aus „moralischem Gefühl“, aus einem „Herzenglauben“ mit indiskutabler Selbstverständlichkeit. Dieses moralische Gefühl Nicolais ist ebenso wie Kants apriorisches Sittengesetz ein durchaus autonomes Prinzip (S. 65). Den Wahrheitsgehalt der christlichen Dogmen beurteilt Nicolai nach dem Einfluß, den sie auf das sittliche Verhalten des Menschen haben (S. 54). Er bevorzugt das religiöse sittliche Leben vor der Lehre, der gegenüber er völlig indifferent ist (S. 60 f.). „Es scheint, daß ihm trotz grundsätzlicher Ablehnung des Deismus im einzelnen als das Wertvolle am Christentum doch nur das galt, was mit der natürlichen Religion übereinstimmte“ (S. 79). Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen Vernunft und Offenbarung (S. 58).

Trotzdem ist er, während er früher der geoffenbarten christlichen Religion mit Abneigung gegenübergestanden hatte, seit etwa 1773/75 ein Freund des Christentums geworden (S. 76 f.).

¹ Karl Aner, Der Aufklärer Friedrich Nicolai (Gießen, Töpelmann 1912) 196 S. [= Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. 6. Heft].

Freilich alles spezifisch Christliche fehlt bei ihm (S. 78); die christlichen Lehren von der Erbsünde, von der Menschwerdung, von der Genugtuung durch Christi Kreuzestod, von der ewigen Verdammnis lehnt er völlig ab (S. 55 f.). Sie sind ihm keine wirklichen christlichen Glaubenswahrheiten, sondern nur dogmatische Konstruktionen (S. 189). Vor allem vermissen wir bei ihm irgendein Bekenntnis zu Jesus (S. 78), irgendein bestimmtes Zeugnis positiven Christentums (S. 79). Aber Nicolais Frömmigkeit war doch wieder „christlich bestimmt (S. 79). Sie war sogar konfessionell gefärbt. Er fühlte sich in tiefster Seele als Protestant“ (S. 79). Er besaß ein „stramm-protestantisches Bewußtsein“ (S. 42), einen „eminent ausgeprägten protestantischen Instinkt“ (S. 80). Freilich lehnte er die symbolischen Bücher der Protestanten und eine Gewissensbindung an Symbole ab (S. 62). Sein religiöser Innenbesitz war gering, ja dürftig (S. 83). Nicolai stand zwischen der protestantischen Orthodoxie, der er ein absoluter Gegner gewesen ist (S. 78), und dem protestantischen Radikalismus, den er, wenn auch wohl mit weniger Energie (vgl. S. 97–103), abgelehnt hat. Er vertrat mit aller Entschiedenheit und Konsequenz das Prinzip der religiösen Freiheit und verwarf die Geltung aller äußeren Autorität in Glaubenssachen (S. 189).

Vor 1781 hatte Nicolais Polemik der protestantischen Orthodoxie gegolten. Seitdem er aber auf seiner großen Reise durch Süddeutschland im Jahre 1781 zum ersten Male dem lebendigen Katholizismus nähergetreten war, „von nun an kämpfte er — wie Aner formuliert hat — gegen Aberglauben und Jesuitismus“ (S. 28). Richtiger ist es zu sagen, seitdem wandte er sich mit seinem Kampf gegen den Katholizismus;¹ sowohl vom Standpunkt der rationalistischen Aufklärung, wie vom Standpunkt seines „stramm-protestantischen Bewußtseins“ aus (vgl. S. 28 f.). Der Maßstab, mit dem Nicolai katholischen Glauben und katholisch-religiöses Leben mißt, ist also sein rationalistischer Gegensatz zu jedem kirchlichen Supranaturalismus und sein „eminent protestantischer Instinkt“, dem allerdings alles spezifisch Christliche fehlt.

¹ Vgl. Günther Ost, Friedrich Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek (Berlin 1928) S. 40 [= Germanische Studien Heft 63].

Aus dieser prinzipiellen philosophischen bzw. theologischen Einstellung ergibt sich klar seine Grundeinstellung gegenüber dem Katholizismus. Es ist eine völlig ablehnende Haltung gewesen, welche, wenn sie mit reiner Gesinnung und ruhiger Kritik vorgetragen worden wäre, Achtung und Respekt verdient hätte wie jede andere ehrliche Überzeugung. Aber auch bei seiner Beurteilung des Katholizismus offenbarte sich ein Zug seines Wesens zu aufgeklärter Überheblichkeit, zu böser Satire und zu verletzendem Spott, den sowohl die protestantische Orthodoxie, wie die Anhänger der Kantschen Philosophie, wie manche Größen der Literatur seiner Zeit und vieles andere, was er kritisch berührte, zu fühlen bekamen. Er hat keiner Gelegenheit, mochte sie noch so harmlos sein, widerstehen können, ohne über katholische Menschen, über katholische kirchliche Lehren, Einrichtungen und Bräuche, die dem norddeutschen Protestanten neu waren, oder über Mißstände, die auch die Katholiken beklagten, unbarmherzig die immer bis an den Rand gefüllten Schalen seines ätzenden Spottes auszugießen. Wir stehen hier vor einer nicht gerade sehr sympathischen Eigenart seiner Persönlichkeit. (Vgl. S. 51 Anm. 1.) Es war die Freude des Spötters, dem Witz und Satire, Spott und Hohn, die sich manchmal bis zur offenen Schmähsucht steigern, ein gern gebrauchtes Mittel der Polemik waren, um in wenig feiner, manchmal die Grenzen des Anstandes überschreitender Weise — Aner spricht von „derbpolemischen, ja haßerfüllten Wendungen“ (S. 81) — auf die antikatholischen Instinkte mancher Kreise zu wirken. Diese Art der Polemik übersteigt bei weitem jenen seelischen Habitus, den Aner zu kennzeichnen versucht hat mit Worten wie „seltene Frische natürlichen protestantischen Empfindens“ (S. 80) oder „konfessionstreues Empfinden“ (S. 81) oder „Pathos zürnender Frömmigkeit“ (S. 82).

Diese Seite von Nicolais Wesen war es, welche Katholiken von dem Geist und religiös-sittlichen Niveau eines Ribbele kränken, ja tief verletzen mußte. Mit größter Zurückhaltung nur, ängstlich besorgt wenigstens seinerseits die Liebespflicht nicht zu verletzen, aber doch bestimmt genug hat Ribbele, dem Nicolai die Bände seiner Reisebeschreibung jeweils zuschickte, in seinen Briefen diese Seite berührt, während er sehr viel freier und aus-

führlicher sich verbreitet hat über die prinzipiell verschiedene Grundeinstellung des Katholiken und Protestanten zu den großen Fragen über Religion und Kirche und allen daraus sich ergebenden Konsequenzen.

Ribbele eröffnet den Meinungs austausch mit den vertrauensvollen Worten: „Ich bin von Ihrer erhabenen Gedenkungsart ganz überzeugt, daß Sie auch in jenen Materien, wo Dieselbe durch Ihre Religion andern Meinungen beifallen, dennoch von der Gegenpartei mit Nachsicht und Wohlstande sprechen werden“ (2, 22 ff.).¹ „Ich muß bekennen,“ so schreibt er weiter, nachdem er freilich nur die ersten 160 Seiten des I. Bandes der Reisebeschreibung gelesen hatte, „gefunden zu haben, daß Sie geflissentlich keine Person beleidigen. Ob aber alles ohne einige Parteilichkeit geschrieben sei, bin ich so sehr noch nicht überzeugt. Ich glaube sogar, daß es nicht möglich, ein Autor zu sein, ohne für die ein- oder andere Partei mehrer oder weniger Neigung bemerken zu lassen; gleichwie ich den Mann ohne Vorurteile für unmöglich halte. Wir saugen mit der Muttermilch gewisse Vorurteile ein, die wir bei reiferen Jahren zwar verfeinern und mit mehrerer Geschicklichkeit zu masquieren wissen, niemal aber ganz ablegen. Setzen wir noch zu diesen die Art unserer Erziehung, den Umgang mit unsern Freunden, die National-Sitten, Gebräuche und Charakter und endlich selber unsere Eigen- und Vaterlands-Liebe, so muß ich den ganz unparteiischen Mann für eine Unmöglichkeit halten, oder ich muß mir wider die allgemeine Erfahrung von dem menschlichen Verstande und Herzen oder dessen Empfindsamkeit einen anderen Begriff beibringen. Dieses aber muß uns kein Hindernis sein, gegen alle liebeich, leutselig und geduldend zu sein, zu welchem uns die Menschen- und Christen-Liebe als ein gemeinschaftliches Band verpflichtet. So bin ich von meiner zarten Kindheit bis daher unterrichtet worden. Und eben dieses ist auch die Lehre meiner Religion, die ich warm liebe“ (3, 17–38).

Diese Bemerkungen veranlaßten nun Nicolai zu ganz prinzipiellen Ausführungen über Glauben und Wissen

¹ Die arabischen Ziffern bezeichnen die Briefe mit Angabe der Zeilen; die römischen Zahlen beziehen sich auf die Bände der Reisebeschreibung mit Angabe der Seiten.

bei Katholiken und Protestanten. „Was theologische Sachen anbetrifft, so habe ich mich von Jugend auf fast beständig damit beschäftigt. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß das Nachdenken über diese der Menschheit so wichtige Wahrheiten bei den Protestanten einen ganz andern Weg nimmt als bei den Katholischen. Der Katholik muß glauben, was zu glauben befohlen ist. Er glaubt also am besten ohne alle Untersuchung und läßt die Kirche und den Beichtvater für das übrige sorgen. Bei dem Protestanten hingegen, der keinen Richter erkennt als Vernunft und Schrift, gehet auch ein jeder Laie im Zweifel und im Untersuchen, soweit ihn seine Neigung treibt. Daher wird bei uns über diese Materien weit mehr disceptiert als bei den Katholischen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, nachdem wir alle in jüngeren Jahren gezweifelt und disceptiert haben, wir uns gewöhnlich bei den meisten für den Menschen wichtigen Wahrheiten zusammenfinden und davon innig überzeugt sind, weil wir sie so scharf untersucht haben. Es finden sich freilich viele Wahrheiten, worin ein jeder in seiner subjektiven Überzeugung anderer Meinung ist. Aber nachdem man sich lange darüber gezankt hat, findet man, daß man, dem Wohl der Menschheit unbeschadet, einen jeden seine Meinung hierin lassen kann. Aus der innigen Überzeugung, daß die Menschen in vielen Dingen immer verschiedener Meinung sein müssen, ist bei den Protestanten die Toleranz entstanden. Und aus der Überzeugung, daß ein jeder Mensch das Recht hat, seine Meinung zu sagen, und daß jede Wahrheit untersucht werden muß, ist die Freimütigkeit auch bei den Protestanten zuerst entstanden, und vermittelst dieser Freimütigkeit und Untersuchung schreiten wir täglich in Erkenntnis mehrerer Wahrheiten fort“ (4, 95-122). „Es ist übrigens sehr natürlich, daß wir über viele Dinge völlig unterschieden denken müssen. Sie katholisch, ein Religiöse, außerhalb der Welt in der Ruhe Ihres Stiftes, Ihrem Lieblingsstudium ungestört ergeben. Ich Protestant, Kaufmann und Bürger des Staats, Hausvater einer zahlreichen Familie, durch tausend Geschäfte in der Welt herumgetrieben, als Gelehrter mir ganz selbst überlassen . . . So sicher und einzig auch die objektive Wahrheit ist, so sehr verschieden muß notwendig bei unserer so sehr verschiedenen Lage dasjenige sein, was wir, jeder für sich, subjektiv als Wahrheit erkennen.

Daher würde es freilich vergeblich sein, wenn wir miteinander streiten wollten. Zwei Personen, die in Prinzipien so sehr unterschieden sind, werden sich durch einen direkten Streit niemals überzeugen können. Aber deswegen kann doch einer dem andern aufrichtige Wahrheitsliebe zutrauen und ihn deshalb lieben und schätzen“ (4, 32-48). „Ich glaube, Gott hat es sehr weise in der Welt gemacht, daß weder im Klima, noch in Sitten, noch in Verfassungen, noch in Religion, noch in Neigungen, noch in Meinungen eine allgemeine Einheit oder Einförmigkeit sein soll. . . . Durch ein beständiges Disserieren wird die Wahrheit in den Köpfen immer höher; und es schadet gar nichts, wenn einzelne Personen sehr verschiedene Meinungen haben“ (9, 38-47; vgl. 17, 9ff.).

Ribbele erwidert: „Ich finde den Unterschied zwischen der objektiven und subjektiven Wahrheit noch nicht. Die Wahrheit ist höchst einfach. Sie entdeckt sich den Menschen zwar durch zerschiedene Wege, welche aber alle nur zu der nämlichen Wesenheit, zu dem nämlichen Satz führen müssen. Wenn mein Nachforschen, mein Disceptieren mich zu einem Schluß leitet, der der einfachen Wahrheit widerspricht, bin ich auf einen Irrtum geraten. Dieses aber ist eine notwendige Folge, wenn ich nur meinem eignen Verstande folgen will. Wir sind von der immerwährenden Erfahrung überzeugt, wie sehr das menschliche Urteil strauchle, wenn es sich selber überlassen ist. Selbst die Menschheit unter die Tiere herabwürdigende Sätze sind unwidersprechliche Zeugen der engen Schranken unseres Verstandes. Ich kann Ihnen daher nicht Beifall geben, wenn Sie behaupten, daß man Ihrerseits nach langem Zweifeln und Disceptieren endlich in den Hauptgründen zusammen komme, da jeder nach seinem Gefallen und nach seinem Verstande denken kann. Ich kenne sehr viele Protestanten und habe die Ehre, mit selben in starkem Briefwechsel zu stehen. Ich kann Sie aber versichern, daß keiner derselben mit dem andern in seinem Religionssystem einig sei; jeder widerspricht dem andern; und ich bin überzeugt, daß die Herren Protestanten über die in Ihrer Kirche herrschende Uneinigkeit selbst sehr unzufrieden sind. Von dem gemeinen Volk will ich nichts melden; denn dieses muß ohne Untersuchung seinen Vorstehern glauben. Sonst würde sich selbes mit Hintansetzung seines Unterhaltgewerbes der Untersuchung widmen müssen,

ohne vielleicht jemals sicher zu sein, die Wahrheit gefunden zu haben“ (6, 54-80).

„Wir Katholiken“, fährt Ribbele fort, „sind in diesem Fache viel glücklicher, wie Sie selbst eingestehen. Nicht unserm Beichtvater (denn diesem einzelnen Menschen bin ich zu glauben nicht schuldig; ich kann und darf seine Meinungen untersuchen), aber der Kirche glaube ich und muß ihr glauben. Wir haben nebst der physischen Notwendigkeit so viele Beweise von der Kirche, daß selbst mehrere der Ihrigen Theologen bedauert haben, von diesem System abgewichen zu sein. Wir glauben, der Stifter der christlichen Religion würde nicht einmal so weislich wie menschliche Regenten gehandelt haben, wenn Er die Auslegung seines Gesetzes dem Gutbefinden eines jeden Privatverstandes überlassen hätte“ (6, 81-91).

Dieser freie Untersuchungsgeist, auf den sich Nicolai sehr viel zugute tat, bringt auch gebildete Männer nicht sehr weit. So erlaubt sich Ribbele zu sagen, nachdem er die ihn oft niederdrückende Beschreibung der Wiener religiösen Zustände durch Nicolai gelesen hatte. „Ich weiß, daß es nicht ein Fehler des Herzens ist“, wenn Sie so schreiben. „Prävention und größtenteils Vorurteile sind es; es sind Untersuchungsmängel, weil es mir sicher scheint, daß Sie weder den Katholizismus, weder die Hierarchie wahrhaft untersucht haben, noch untersuchen können“ (15, 37-42). „Nehmen Sie, bester Freund, meine Freimütigkeit gut auf. Es ist Pflicht für mich, die Wahrheit zu sagen.“ Würde ich schweigen, „ich würde die Wahrheit und Freundschaft verletzen, die mir lieber als mein Leben sind“ (18, 32-38). „Ich weiß, daß Sie und ich in unserer zerschiedenen Lage die Gegenstände auch zerschieden beurteilen müssen; und eben darum können Sie sich leicht vorstellen, daß ich mit Ihnen, soweit es die Hauptsache unserer Religion betrifft, ohnmöglich einverstanden sein kann“ (18, 9-13). Und was die Toleranz betrifft, so meint Ribbele: „Ich wenigstens finde mehrer Anzüglichkeiten und weniger Toleranz in den gegnerischen Schriften als in den unsrigen; ich hab auch eben dieses Urteil von mehrer als einem selbst Ihrer Seite fällen gehört“ (6, 45-48).

Aner meint, daß Nicolais „Antipathie gegen den Katholizismus weniger verstandesmäßig als ethisch orientiert war“ (S. 79).

Das scheint mir durchaus unrichtig zu sein. Nicolai hat im Gegenteil mit sehr scharfem Verstand und mit sehr klarer Einsicht die wesentlichen Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus gerade in Lehre und Verfassung erfaßt und gerade sie mit lautem Widerspruch in den Mittelpunkt seiner Beurteilung desselben gestellt. Das möchte ich mit besonderer Betonung hervorheben. Man lese z. B. nur seine Erörterung über die katholische Hierarchie in Brief 4, 62–75.

Das, was ihm an der katholischen Kirche so überaus unsympathisch ist, ist ihr Anspruch, allgemein, alleinseligmachend, unfehlbar und unveränderlich zu sein (vgl. 4, 99–125). Im Briefwechsel mit Ribbele scheint — fast ein Dutzend Briefe Nicolais sind ja verloren — dieser Punkt allerdings nur gestreift worden zu sein bei den Äußerungen über die Hierarchie, die für Nicolai der schwerste Stein des Anstoßes ist, wenn es sich um die katholische Kirche handelt. Um so mehr konnte Ribbele, wenn ihn die Briefe im Unklaren gelassen hätten, darüber in der Reisebeschreibung lesen. „Der Geist der katholischen Kirche ist unveränderlich. Noch immer will sie die allgemeine, die einzig seligmachende sein“ (I 47; vgl. II 509). „Die katholische Kirche gibt sich noch immerfort für unfehlbar aus“ (II 506).¹ So lehren alle Parteien innerhalb der katholischen Kirche, auch die Febronianer und Jansenisten (V 165, vgl. 151 ff.; II 509). „Diese schädlichen Begriffe von Hierarchie und Unfehlbarkeit der Kirche kleben allen Katholiken, auch den besten, an; auch denen, die sich aufgeklärte Leute, ja die sich Reformatoren zu sein dünken. Wenn sie recht viel zu tun vermeinen, so transportieren sie die Unfehlbarkeit vom Papste auf die Kirche oder auf die Konzilien; das heißt dann schon was rechts“ (V 142). So wird es immer bleiben. „Die katholische Klerisei, die aller Untersuchung durch den blinden Gehorsam den Weg verschließt, die eine seelenlose Unveränderlichkeit noch immer zum Hauptprincipium macht, bleibt stehen, wo sie ist“ (VII 157 f.; vgl. 150). Das ist um so beklagenswerter, weil „das Katholische, das Allgemeine, das Ausschließende, das Unfehlbare, welches der Geist der katholischen Konfession ist, nicht nur auf Theologie und Religion, sondern auch auf Sitten und Wissenschaften den un-

¹ Vgl. etwa noch IV 880, V 139, X 128.

mittelbarsten Einfluß hat, und allem eine Farbe gibt, die dem Sinne derer, die nicht katholisch, nicht allgemein, nicht ausschließlich, nicht unfehlbar sein, sondern beständig fortschreiten wollen, in der Tat ganz entgegengesetzt ist.“ (I 101).

Alle diese verderblichen Ansprüche der katholischen Kirche sind nach Nicolai in ihrer Hierarchie wie in ihrem Kern konzentriert und wirken sich von hier aus mit einer für Nicolai unheimlichen Stoßkraft aus, die jetzt mehr als je tätig sei (III p. LV; V 5 f.). Um die folgende Auseinandersetzung mit Ribbele besser verstehen zu können, schalte ich eine Stelle aus dem X. Band der Reisebeschreibung S. 119 f. ein: „Der Satz der römischen Hierarchie bleibt ewig unveränderlich, daß der Staat in der Kirche, nicht die Kirche im Staate, und daß die geistliche Gewalt von der weltlichen ganz getrennt, die geistliche Macht aber über die weltliche sei. Dieser letztere Satz untergräbt den wahren Grund aller bürgerlichen Regierung, welche notwendig auf die allgemeine Macht der rechtmäßigen weltlichen Landesobrigkeit gegründet sein muß. Hierin besteht eigentlich das Schädliche der katholischen Hierarchie. . . . Denn die römische Hierarchie und ihr verderbliches kanonisches Recht will, daß über die katholische Religion kein Landesherr, sei er katholisch oder protestantisch, das geringste gebieten soll, sondern allein der Bischof, dem der Papst das Land eines Landesherrn zum geistlichen Regimente zugeteilt hat, und der Papst selbst.“ „Dieses geistliche Regiment erfordert von allen seinen selbstgemachten Untertanen gegen seine unfehlbar seinsollenden Gebote schlechterdings einen blinden Gehorsam und blinden Glauben aller Dogmen, die es als unfehlbar vorlegen will. Eine solche Forderung ist der scheußlichste Despotismus über den menschlichen Geist“ (V 7).

Daß Nicolai bei einer solchen Auffassung Ribbele gegenüber die Hierarchie vollständig ablehnt, ist begreiflich. „Besonders mißbillige ich nach protestantischen Grundsätzen,“ schreibt er ihm, „noch mehr aber aus eigenem Nachdenken die zusammenhängende katholische Hierarchie. Ich glaube, daß bisher der menschlichen Gesellschaft dadurch viel Schaden geschehen sei. So manches Gute auch nebenher dadurch gestiftet worden sein möchte, so halte ich doch den Schaden für höchst überwiegend. Diese Materie schlägt tief ein in die Lehre vom Menschen, von

der Freiheit seiner Seele und seines Leibes und von freier möglicher Entwicklung aller Kräfte, die Gott in ihn gelegt hat. Ebenso sehr schlägt sie in die Lehre von der menschlichen Gesellschaft und ihrer wahren Vollkommenheit ein. Wichtige Materien für den Menschen, die erst etwa seit fünfzig Jahren von menschenfreundlichen Philosophen sind angefangen gründlich bearbeitet zu werden“ (4, 62–75).

Ribbele erwiderte ihm: Der tiefste Grund für Einrichtung und Bestand der Hierarchie ist in der Sorge des Stifters der christlichen Religion gelegen, seine Lehre unentstellt zu bewahren für alle Zeiten. Er konnte „die Auslegung seines Gesetzes nicht dem Gutbefinden eines jeden Privatverstandes überlassen“ (6, 90 f.; vgl. oben S. 65). „Dieses ist der Grund unserer Hierarchie, wider welche noch nichts Standhaftes hat vorgebracht werden können. Ich weiß, daß man die Zuflucht zu Staatsmaximen nimmt und durch diese jene untergraben will. Allein es war schon mein langer, aber bisher eitler Wunsch, daß doch einmal die Staatsgrundsätze genauer untersucht und auf eine wahre Einförmigkeit gebracht werden möchten. Ich bin versichert, daß alsdann unsere verfaßte Hierarchie mit dem Staate sehr verträglich, ja selbst die notwendigste Stütze desselben erfunden werden sollte“ (6, 94–103). Natürlich, daß solche Argumente auf Nicolai nicht wirkten. „Sie können nicht anders, schrieb er kurz darauf, als die Hierarchie für notwendig halten, weil Sie selbst ein Teil der Hierarchie sind und durch dieselbe ehrlicher Weise gutes zu stiften suchen. Ich aber und alle Protestanten sind aus 200jähriger Erfahrung genugsam überzeugt, daß ohne alle Hierarchie sich alle menschliche Kräfte in mannigfaltigen Verhältnissen besser entwickeln, und also die menschliche Gesellschaft glücklicher ist. Diese Verschiedenheit der Meinungen ist zwischen uns unvermeidlich; aber deshalb können wir uns doch herzlich lieben und hochschätzen“ (9, 51–60).

„Ich werde mit jedem guten Katholiken, der von seinen Meinungen überzeugt ist,“ schreibt er in der Vorrede zum VI. Bande der Reise p. X sq., „sehr friedlich leben können. Nur die Hierarchie, welche unbeschränkte Macht über die Gewissen haben, welche blinden Glauben und blinden Gehorsam ausbreiten . . . will . . ., werde ich mit all ihren unseligen Folgen, der geistlichen

Herrschaft, der Bekehrungssucht, der Fortpflanzung der Gedanklosigkeit und des Aberglaubens ewig bestreiten. Selbst vernünftige Katholiken sollten eben dies tun, damit sie endlich aus dem Joche der Priestergewalt und aus der Seelenlosigkeit, welche blinder Glaube und blinder Gehorsam allemal mit sich bringt, ein wenig herauskommen möchten. Es gereuet mich noch nicht,“ (die Vorrede ist vom 19. März 1785 datiert) „daß ich in den vorliegenden Bänden so oft Anleitung dazu gegeben habe.“ Hier tritt uns der Mangel eines wirklich überparteilichen Standpunktes mit aller Klarheit entgegen. Nicolai ist parteiisch und unbillig genug (vgl. das S. 77–79 über die Tendenz seines Reiseberichtes Gesagte), den Katholiken wesentliche Lehren ihres Glaubens und wesentliche Institutionen ihrer Kirche vorenthalten zu wollen, die er für die Protestanten als selbstverständlich beansprucht, wenn er für sie fordert die Freiheit der persönlichen Meinung und der religiösen Überzeugung, das protestantische Schriftprinzip und ähnliches (vgl. Brief 4, 102 ff. und 9, 41 ff.). Weil ihm die Hierarchie schädlich erscheint, sollen die Katholiken sie preisgeben!

Wie ein schwerer Alpdruck lastete immer auf Nicolai die für ihn ebenso unbegreifliche wie ärgerliche Tatsache, daß es immer noch und immer wieder Protestanten gibt, die sich mit dieser katholischen Kirche wiedervereinigen möchten. „Schande genug für das achtzehnte Jahrhundert, daß jetzt sogar Protestanten — Gott kennt ihre Absichten am besten — uns wieder mit der katholischen Hierarchie verflechten wollen, die so ausschließend, so drückend, so verfolgend und desto gefährlicher ist, je konsequenter und mächtiger sie immer bleiben wird!“ (IV 880). In den uns erhaltenen Teilen der Korrespondenz mit Ribbele, der gegebenenfalls den Standpunkt Nicolais ja aus den ihm jeweils zugeschickten Bänden der Reisebeschreibung zur Genüge ersehen konnte, wird dieser etwas peinliche Punkt freilich nicht berührt. Was diese Frage der Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken anlangt, so hat Nicolai in der Tat sehr viel richtiger gesehen als viele seiner Glaubensgenossen, selbst Theologen, die von ganz unzutreffenden Voraussetzungen aus und mit einem recht verschwommenen Optimismus diese ja für jeden gläubigen Christen begreiflichen Wünsche und Hoffnungen zu

verwirklichen suchten. Er hat die in der Tat unvereinbaren Gegensätze zwischen katholischer und protestantischer Auffassung von Christentum und Kirche klar erkannt und zutreffend ausgesprochen. Der große Stein des Anstoßes ist ihm der katholische Kirchenbegriff, die unfehlbare, alleinseligmachende Kirche mit ihrer Hierarchie, mit ihrem Gegensatz von ordinierten Klerikern und den bloß hörenden Laien, mit ihrem Kult und ihren Sakramenten. All demgegenüber begreift er auf der einen Seite wohl, daß „die Begierde nach der Allgemeinheit (Katholizismus) in der katholischen Kirche so tief eingewurzelt ist, . . . daß der Eifer, die Andersgläubigen an sich zu ziehen und mit der Kirche zu vereinigen, auch die vernünftigsten Katholiken wie ein Gespenst verfolgt“ (V 170). Auf der anderen Seite aber kann er nicht verstehen, wie es Protestanten geben könne, die ihre Prinzipien so sehr verkennen oder verleugnen, daß sie zu dieser unfehlbaren, alleinseligmachenden, mit soviel „Aberglauben und Pfafferei“ belasteten Kirche übergehen wollen (vgl. V 171, II 505 und 511). „Ich halte eine Vereinigung weder für nützlich, noch für möglich. . . . Sie ist so unmöglich als die Vereinigung Feuers und Wassers, woraus nie eine wahre Einigkeit, sondern höchstens Dunst hervorkommt. . . . Ich glaube, jeder rechtschaffene Protestant müsse sich jedem Schritte dazu ernstlich widersetzen“ (II 505). Ganz richtig sagt er: „Die Katholischen verstehen wirklich die Vereinigung nicht anders, als daß wir, welche sie sehr expressiv un-katholische (acatholici), noch nicht unierte (nondum uniti) nennen, wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, d. h., man mag es verlarven wie man will, daß wir katholisch werden sollen. Dies wird kein Protestant wollen, welcher die großen Wohltaten erkennt, welche die Reformation auf das menschliche Geschlecht gebracht hat. Gott behüte uns!“ (II 509). „Die katholische Kirche ist ein großes Feuer, wir sind ein kleines Wasser; wollen wir uns mit jener vereinigen, so werden wir bloß dienen, das große Feuer größer zu machen, und wir selbst werden in ein Nichts zerstioben!“ (II 511 f.).

Das sind die theoretischen Grundanschauungen, die philosophischen, die theologischen und die kirchenpolitischen Voraus-

setzungen, die der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ sich allmählich gebildet hatte und von denen aus er nun im Jahre 1781 während seiner halbjährigen großen Reise durch Süddeutschland und die Schweiz an den Katholizismus herangetreten ist, wie er in den katholischen Ländern Süddeutschlands wirklich lebte und lebte. Da war ihm nun fast alles neu; und sehr vieles war anders, als er es sich vorgestellt hatte. Und er fand nicht den richtigen Standpunkt, von dem aus er die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der neuen Eindrücke hätte geistig verarbeiten können zu einer richtigen Beurteilung katholischen Glaubens, Betens und Handelns.

Das haben auch zwei protestantische Zeitgenossen gefühlt und ausgesprochen. Zwei Philosophen, von denen der eine, Garve, mit ihm befreundet war; der andere, Fichte, von Nicolai maßlos gereizt, ihm in bitterster Feindschaft gegenübergetreten ist. Christian Garve, der sehr angesehene, von Goethe bewunderte Breslauer Gelehrte, der, bevor Kant in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt wurde, nebst dem ihm befreundeten Mendelssohn für den bedeutendsten Philosophen der damaligen Zeit galt,¹ schrieb in der von F. Gedike und J. E. Biester (Freunden Nicolais) herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift“² gegen Nicolai „Über die Besorgnisse der Protestanten in Ansehung der Verbreitung des Katholizismus“ unter anderem: „Aber in dem, was Nicolai von den Katholiken sagt, kann ich nicht allenthalben mit ihm gleich denken. Es kömmt mir vor, daß er, der von Jugend auf in einem ganz protestantischen Lande gelebt hat, durch die Neuheit des katholischen Gottesdienstes und der einem solchen Gottesdienste eignen Andacht zu sehr frappiert worden sei. Diejenigen, die, wie ich, den größten Teil ihrer Lebenszeit in einer zwischen Protestanten und Katholiken geteilten Stadt zugebracht haben, werden freilich weit weniger zur Aufmerksamkeit auf die Besonderheiten des Gottesdienstes der letzteren gereizt; wir werden weniger durch das Abstechende desselben von dem unsrigen beleidigt. Aber wir lernen doch vielleicht durch den beständigen Umgang mit Katholiken besser den Einfluß kennen,

¹ Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie VIII 385.

² VI. Band (Berlin, Haude und Spener, 1785) Siebentes Stück. Julius. S. 19–67 und Zwölftes Stück. Dezember S. 488–529.

den diese Andachtsübungen auf den Verstand und den Charakter der Personen haben, welche dieselben treiben. . . . Diese Gebräuche können für uns etwas thöricht scheinendes haben; und die Menschen können doch dabei viel Vernunft besitzen. Jene Religionsübungen können uns scheinen von der Moralität abzuführen; und die, welche sie vornehmen, können streng gewissenhafte Menschen sein. . . . Um dieser Erfahrung willen gestehe ich, sind mir die zu ausführlichen, oft mit etwas starken Farben ausgemalten Schilderungen katholischer Andächtigen nicht ganz angenehm gewesen; um so mehr, weil ich geglaubt habe, sie müßten katholischen Lesern wehe tun“ (S. 39–41 Anmerkung).

Und Joh. Gottlieb Fichte, den Nicolai in seiner Polemik gegen Kants Philosophie und deren Anhänger¹ allerdings stark angegriffen und herausgefordert hatte, hat in seinem von August Wilhelm Schlegel 1801 (Tübingen, Cotta) herausgegebenen Buch „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen“, das wegen der Maßlosigkeit seiner Kritik an Nicolai mit Recht getadelt worden ist,² eine Reihe von sehr treffenden Beobachtungen über Nicolai niedergelegt. „Jetzt trat unser Held“, heißt es S. 54 f., „seine Reisen an. Sein Weg führt den Berliner, der bisher zwischen dem protestantischen Berlin und dem protestantischen Leipzig und seiner Buchhändler-Messe sein Wesen getrieben hatte, durch katholische Provinzen. Da sahe er Crucifixe an den Straßen, Heiligen-Bilder, Amulete, Votivtafeln; hörte, daß gewisse Heiligen die Schutzpatrone gegen gewisse Landplagen oder Krankheiten wären; hörte, daß ein wohlmeinender Katholik, da seine Religion ihm allein seligmachend ist, jeden Menschen in den Schooß derselben zu bringen suchen müsse u. s. w. — Dergleichen hatte er in Berlin und Leipzig nicht gesehen; hatte er ja von andern, die es gesehen hatten, etwas der Art erzählen gehört, so hatte er es für Aufschneideri und für schlechten Spaß gehalten; denn, wie könnte doch irgendwo etwas anders sein, als zu Berlin

¹ Vgl. Walter Strauß, *Fr. Nicolai und die kritische Philosophie* (Stuttgart, W. Kohlhammer 1927. 96 S. 8^o); besonders S. 61 ff. und 83 ff.

² Franz Muncker nennt es „eine ausgezeichnete, obgleich absichtlich einseitige Charakteristik, die in der vernichtenden Derbheit ohne Gleichen in unserer gesamten Literatur ist“ [*Allg. Deutsche Biographie*, Artikel über Nicolai, 23 (1886) 589].

oder zu Leipzig. Wie in aller Welt könnte man doch ein katholischer Katholik sein? Jetzt sah er es mit eigenen Augen und rufte athemlos durch das heilige Römische Reich: Hörts, Deutsche hörts, das Unglück — die Entdeckung meines Scharfsinns; es gibt, o es gibt Katholiken, die da katholisch sind — und damit man es ihm doch ja glauben möchte, brachte er alle Bilder und Gebet-Zettel aus allen Gegenden zu Hauf und gab sie in den Kauf obenein.“

Ja! „Es gibt Katholiken, die da katholisch sind“! Damit hat Fichte in der Tat auf eine sehr schwache Seite Nicolais hingewiesen. Nicolai hat sich a priori — er selbst beging den gleichen Fehler, den er an den Philosophen Kantscher Richtung so lebhaft zu tadeln wußte — nach seinem subjektiven Begriff von der wahren christlichen Religion bzw. dem wahren Protestantismus ein Bild des gereinigten Katholizismus konstruiert und hat dann dieses Phantom als Norm und Maß genommen, an dem er das Katholische, wie es ihm dann in Wirklichkeit begegnet ist, kritisiert und so ziemlich in Grund und Boden verwirft. Genau wie Fichte empfand auch der sehr viel ruhigere Garve wieder in diesem Punkt: „Hat er etwas anderes erwarten können, als die Katholiken katholisch zu finden? Niemand, denke ich, unter uns hat geglaubt, daß die Reformation in Österreich weit genug ginge, um aus den Einwohnern Protestanten zu machen. Und doch müßte dieses geschehen sein, wenn Herr Nikolai in ihren gottesdienstlichen Reden und Handlungen nicht vieles von dem [hätte] antreffen sollen, was ihm so sehr auffiel. Man nehme die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche, vom Meßopfer, von der Transsubstantiation, von Abbüßung der Sünden, von der Anbetung (!) der Heiligen hinweg, so hört das Papsttum auf; so sind keine Katholiken in dem gemeinen Sinn des Wortes vorhanden“ (S. 520).

So sind Nicolai manche Einrichtungen der katholischen Kirche, die zu ihrem Wesen gehören, als Aberglaube, als Mißbräuche erschienen. So die Hierarchie, die geistliche Gewalt, die „Succession der Priesterweihe“, die Schlüsselgewalt, die Transsubstantiation, die Sakramente, bes. die Ohrenbeichte, die Sakramentalien; Fegfeuer, Heiligenverehrung, Reliquienverehrung, Bilderverehrung, die Lehre von den guten Werken

und vom Ablaß (vgl. etwa II 505 und VIII 112; dazu V 5 f., 44, 46; VI 471, 717). Und andere Tatsachen und Zustände, die auch nach katholischem Urteil bedauerliche Mißbräuche und Mißstände gewesen sind, die also nicht zum Wesen des Katholizismus gehören, rechnet Nicolai zum Wesensbestand der katholischen Kirche. Er unterscheidet nicht, da ihm jedes Kriterium fehlt, um Wesen und Mißbrauch auseinanderzuhalten. So kommt er zu Anschauungen über die katholische Kirche, die ihm ihr Wesen verbergen oder durch eine dicke Atmosphäre von trüben, schweren Wolken und Dünsten nach vielen Seiten hin verhüllen. Namentlich ist er nicht in der Lage — oder vielmehr er verbaut sich selbst die Möglichkeit dazu —, die tatsächlich bestehenden Mißbräuche historisch oder religions-psychologisch zu erklären und so dem Katholizismus gerechter zu werden. Der Protestant Garve, der allerdings von einem vielfach ungerechtfertigten Optimismus hinsichtlich der Wirkung der allgemeinen Aufklärung auf den Katholizismus getragen ist und der auch seinerseits viele Unrichtigkeiten und Schiefheiten in der Beurteilung des Katholizismus aufweist, hat Nicolai schon 1785, als eben der V. und VI. Band der Reisebeschreibung erschienen war, zu einer billigeren Beurteilung des Katholizismus in den obengenannten Aufsätzen die Wege gewiesen: „Andere in diesen (von Nicolai gebrachten) Nachrichten am meisten auffallende Sachen sind in der Tat Mißbräuche, Auswüchse, die nicht zu dem Wesentlichen des katholischen Glaubens gehören. Aber ihre Entstehung läßt sich sehr natürlich erklären, und ihr Dasein läßt sich leicht vermuten“ (S. 520). Beachten wir, wie richtig dieser protestantische Zeitgenosse zwischen Wesen und Mißbräuchen zu unterscheiden weiß und letztere zu erklären versucht! Aber Nicolai ließ sich nicht belehren. Beweis dessen ist der volle 189 Seiten umfassende Anhang mit Beilagen zum VII. Band der Reisebeschreibung (1786), enthaltend „Eine Untersuchung der Beschuldigungen, die Herr Prof. Garve wider die Reisebeschreibung vorgebracht hat“. Hier wird Garve mit einer Unfülle von Materialien überschüttet. Nicolai verfügt, das ist durchaus anzuerkennen, in der Tat über ein sehr reiches Rüstzeug, das er einer ausgedehnten Kenntnis katholischer und antikatholischer protestantischer Literatur verdankte. Durch die Rezensionen in seiner

„Allgemeinen deutschen Bibliothek“¹ war ihm dies alles bekannt. Aber sehr viel klüger ist er aus alledem nicht geworden. Er fährt fort, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen, d. h. das Wesen der katholischen Kirche zu verkennen an der Menge dessen, was er fälschlicherweise als Mißbrauch ansieht, oder was wirklich Mißbrauch gewesen ist. Mutatis mutandis kann man wohl von seiner Kritik am Katholizismus sagen, was Fichte von seiner Kritik an der Philosophie gesagt hat: „Und so brachte Nicolai sein Leben hin, gegen Papismus, ebenso wie Criticismus und Idealismus zu disputieren. Denn gegen beides disputierte er aus demselben Grunde — als gegen eine fremde Autorität, die sich den Menschen aufdringen wollte, zum Nachteil der unbegrenzten Disputier-Freiheit, genannt Protestantismus, und seiner eigenen wohl erworbenen Autorität“ (S. 66).

Wenn schon Protestanten wie Garve keinen leichten Stand hatten, sich mit Nicolai auseinanderzusetzen, so kann man sich vorstellen, wie ein überzeugter Katholik, der noch dazu dem von Nicolai so wenig geliebten Mönchsstand angehörte, sich schwer tun mußte. Aber Ribbele hat sich würdevoll, wie es seinem Stand als Priester und Mönch geziemte, mannhaft und fest, und sachlich gut gehalten. Er hat sich nicht das mindeste dabei vergeben und Nicolai bei allem Ernst, den er ihm zeigte, doch nicht gekränkt oder gar beleidigt.

Gleich in seinem ersten uns erhaltenen Brief an Ribbele wandte sich Nicolai gegen das Mönchtum seines Adressaten. „Sie sagen, teurer Mann, daß ich den Mönchen gar nicht gut wäre. Erlauben Sie mir, daß ich mir etwas näher erkläre. Ich billige, so wie alle Protestanten, die Institute der Mönchsorden deswegen nicht, weil das Gebot des Coelibats der menschlichen Gesellschaft schädlich ist. Ich hasse auch alle Möncherei, das heißt den Mißbrauch des Mönchswesens. Und in diesem Punkt ist ein so aufgeklärter Mann wie Sie gewiß völlig meiner Meinung. Aber besonders mißbillige ich nach protestantischen Grundsätzen, noch mehr aber aus eigenem Nachdenken die zusammenhängende katholische Hierarchie. . . . Insofern also die Mönchsorden mit Hierarchie zusammenhängen, insofern muß ich auch die

¹ Vgl. G. Ost, F. Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek S. 44–48 über die theologischen Mitarbeiter.

Mönchsorden mißbilligen. Sonst aber kann ich mir ein Kloster, ohne Zusammenhang mit der Hierarchie, ohne Coelibat, oder von solchen Leuten, welche den Coelibat freiwillig wählen und auch freiwillig das Kloster verlassen können, als sehr nützlich denken“ (4, 55–80). Den „Katholiken ohne Katholizismus“, wovon wir oben S. 73 gehört haben, entspricht hier das „Klosterwesen ohne Kloster“! Man weiß wirklich nicht, ob das nun Naivität oder etwas weniger Harmloses ist! Und dann fährt Nicolai fort: „Was ich aber auch wider den Mönchsorden einzuwenden haben mag, so versichere ich Sie, daß ich jeden einzelnen Religiösen, der es verdient,“ (ähnliche Vorbehalte macht Nicolai häufig) „von Herzen liebe. Wir können uns unsere Lage in der Welt selten selbst bestimmen, sondern die Vorsehung bestimmt sie. Daher muß man niemand seinen Stand, seine Lage, seine angeborne Religion entgelten lassen“ (4, 81–86). Der arme St. Blasianer Mönch! In herablassender Güte will ihm Nicolai sein Mönchtum nicht einmal entgelten lassen! Auch Fichte ist dieser etwas „wohlwollende“ Zug Nicolais auf die Nerven gegangen. „Man sah es ihm an, . . . daß er mit einer Art von Wehmut an das Amtsgeschäft einer solennen und ausführlichen Ausstülpung ging; . . . man bemerkte, wie ein geheimes väterliches Wohlwollen gegen die Bestraften selbst seinem Feuereifer für die Litteratur eine gewisse rührende Milde beimischte; und wie er schon ein Vorgefühl von dem Danke hatte, den ihm die Gezüchtigten selbst, wenn sie einst zu Verstande kämen, bringen würden“ (S. 23 f.).

Wie reagierte Ribbele? „Wir Mönchen sind nun der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und das heutige klistierte Jahrhundert macht sich auf unsere Rechnung auf die elendeste Art lustig. Es ist genug, um das verächtlichste Geschöpfe auf Gottes Erdboden zu heißen, ein Mönch zu sein. Keiner aber aller diesen neuen Juvenalen hat sich die Mühe gegeben, etwas tiefer in das Wahre sich hineinzuwagen. Alle sind auf der Oberfläche stehen geblieben, und auch diese hat man auf dem tiefsten Standpunkt beobachtet. Wenn ich mit Ihnen, mein bester Freund, aufrichtig sprechen darf, muß ich Ihnen sagen, daß auch Sie von diesem Fehler nicht allerdings frei sind. Auch Sie haben zuweilen bloß aus Vorurteil die Mönche aus dem einzigen Angesicht und dicken Wanst beurteilt, ohne in das Innere der Verfassung einen ge-

naueren Blick zu werfen. Der gutherzige Mönch auf dem Kallenberg, Pater Gazzaniga, Herr Denis und andere, die mir nur so geradezu aufgefallen, sind nicht gar gut behandelt worden, obwohl Sie selbst von ihnen gut aufgenommen waren. Dieses macht mich glauben, daß Sie mit ungeläuterten Vorurteilen wider alle Mönche von Berlin abgereiset und, weil man es dermal nicht notwendig fand, diese Vorurteile zu berichtigen, mit ebendenselben wieder nach Berlin zurückgekehrt seien. Der Raum meines Papiers erlaubt mir nicht, en detail mich zu erweitern, welches vielleicht zu einer andern Zeit geschehen kann. Glauben Sie nicht, daß ich ein Bigott, ein Phantast oder ein Abergläubiger sei. Ich liebe von Grund meines Herzens die Wahrheit, die ich allein suche. Ich hasse ebenso sehr alles, was nur Aberglauben, sogenannte Mönchensprünge und albernes Zeug genannt werden kann. Demohngeachtet bin ich ein Mönch und werde ein solcher bleiben bis an das Ende meines Lebens. Verzeihen Sie mir meine Freimütigkeit, die aus Überzeugung herührt“ (7, 40–70). Nachdem dann Ribbele die zwei Bände V und VI der Reisebeschreibung, die von dem erkatholischen Wien handelten, ganz gelesen hatte, schrieb er nach Berlin: „Ich werde durch Ihre zwei letzte Bände neuerdings äußerst versucht zu glauben, daß Sie von keinem Katholischen, wenigstens von Geistlichen und besonders von Mönchen gut denken. Diese Bände sind abermals voll von widrigsten Schilderungen; und gute Züge sind so gar selten, daß Leute, die die Sache nicht besser kennen, notwendig zu unserm Hasse verleitet werden müssen. Man sucht sorgfältig alle Histörchen ohne Unterschied zusammen, dadurch man diese Schilderungen recht lebhaft machen will“ (15, 23–31).

Hier berührt Ribbele einen Punkt, der eine nähere Erörterung erfordert. Das ist die Tendenz des Nicolaischen Reise-werkes. Ribbele bemerkt darüber: „Sie schreiben viele Wahrheiten, denen aber das Unechte immer das Gleichgewicht hält. Der Autor ist mir immer ein bischen verdächtig, der in der Vorrede sich so sehr und ängstig bearbeiten muß, seine Leser von seiner guten Meinung und besten Absichten zu überzeugen“ (15, 45–50). Nicolai selbst äußert sich in verschiedenen Vorreden (zu einzelnen Bänden), in denen er sich zu verteidigen hat, über

die Tendenz seiner Reisenbeschreibung. „Ich habe in allen meinen Schriften, besonders auch in dieser Reisebeschreibung,“ heißt es VI (1785) p. V, „es mir zum besonderen Zwecke gemacht, hierarchische Unterdrückung, Bigotterie und Aberglaube unverrückt zu bestreiten und die Rechte der Vernunft und der Freiheit zu denken aufs freimütigste zu verteidigen.“ Er konnte nicht anders. „Aufklärung, Kampf gegen Aberglaube und Schwärmerei war“ — so urteilt Franz Muncker¹ — „der Zweck aller dieser Schriften und Schriftchen.“ Schon 1784, in der Vorrede zum III. Bd. p. XXIII, hatte Nicolai von seiner Schilderung der Wiener Verhältnisse geschrieben: „Meine Zwecke dabei sind Beförderung der Wahrheit und Freiheit zu denken, Vertilgung des Aberglaubens und der seelenlosen Untätigkeit. Wer mir andere zutraut, tut mir höchst unrecht.“ „Ich wenigstens an meinem Teile will nicht aufhören, hierarchische Unterdrückung, Schwärmerei, Aberglauben und Bigotterie zu bestreiten und die geheiligten Rechte der Vernunft und der Menschheit zu verteidigen, solange ich kann; und wenn es auch von mir heißen müßte: *Aliis inseruiendo consumo!*“ [VII (1786) p. VIII]. Und zum Schlusse des gleichen Bandes bemerkt er: „Eine andere wichtige Ursach dieser Schilderungen waren die Bedenklichkeiten, welche für Protestanten aus der unveränderlichen Begierde der katholischen Kirche, allgemein zu sein und die Protestanten wieder zu sich zurück zu ziehen, entspringen“ (VII 168). Wir haben also in den Bänden der Reisebeschreibung nicht etwa eine einfache sachliche Berichterstattung und Schilderung von Gesehenem und Erlebtem vor uns, sondern die ausgesprochene Tendenzarbeit eines aufgeklärten Rationalisten, der jede übernatürliche Offenbarung verwirft, und eines „strammen protestantischen Bewußtseins“ (vgl. oben S. 60), welches die Protestanten eindringlich warnen will vor allen Wiedervereinigungsbestrebungen mit einer solchen Kirche, wie es die katholische ist. Nicolai fühlt sich, ohne in seiner aufgeklärten Überheblichkeit auch nur zu ahnen, daß er dieselben Scheuklappen vor seinen Augen trägt, die er bei den armen Katholiken so sehr beklagt, als Bannerträger, Beschützer und Missionär der Aufklärung und des dogmenfreien Protestantismus.

¹ Allg. Deutsche Biographie 23, 585.

Nach beiden Seiten hin sind Inhalt und Form der Berichterstattung ausgewählt und berechnet. Wie umfassend diese antikatholischen Tendenzen sein ganzes Denken und sein literarisches Schaffen beeinflußt haben, darauf hat Aner S. 29 seines Buches hingewiesen: „Selbst sein Kampf gegen die Kantische Schule steht mit den antikatholischen Tendenzen Nicolais in Zusammenhang. Gewiß trieben ihn noch andere Motive in die Opposition gegen die Philosophie Kants hinein, aber der bezeichnete Faktor läßt sich doch auch nachweisen.“

Bei dieser seiner „Ausstaüpfung“ der Katholiken versichert Nicolai freilich immer und immer wieder: seine Absicht sei keineswegs zu beleidigen, wenn er unangenehme Wahrheiten sagen müsse. „Ich bin mir bewußt, daß meine Schilderungen wahr und nicht übertrieben sind, und daß ich dabei mit der größten Unparteilichkeit zu Werke gegangen bin. Ich habe nicht die Absicht gehabt, den Katholiken auf irgend eine Art damit wehe zu tun, sondern vielmehr den Protestanten und Katholiken wohlzutun, welche eine vernünftige Religion und die freie redliche unparteiische Untersuchung lieben“ (VII 168). „Ich habe,“ versichert er noch einmal im XI. im Jahre 1796 erschienenen Bande, „in dieser Reisebeschreibung mir alle Mühe gegeben, wahre Nachrichten zu liefern und, obgleich freimütig, doch unparteiisch und zugleich möglichst behutsam zu urteilen“ (p. II der Vorrede).¹

Wie wenig ihm das, wenn es immer ehrlich gewollt war, gelungen ist, zeigen die „widrigen Schilderungen“, von denen Ribbele (vgl. S. 77) sprach. Ich kann aus Dutzenden von Stellen nur eine Auswahl geben, die freilich, denke ich, allen Anforderungen genügen wird. Nicolai ist in der St. Moritzkirche in Augsburg. „Unter andern war da ein häßlicher Kapuziner mit langem feuerroten Barte, der einem jungen schönen Mädchen die Beichte hörte. Das gute Kind mußte viel Sünden auf sich haben; denn sie kniete länger als eine Viertelstunde vor ihm. Unterdessen hatte der Bettelmönch sein Haupt mit einem weißen Tuche verhüllt, welches ihn wohl vor bösen Begierden nicht wird geschützt haben, wenn sie sonst das Mädchen, welches ihre schwarzen Augen oft gen Himmel kehrte, aber sie gleich wieder

¹ Vgl. auch III. p. XXIII; VI. p. V sq.

ganz tief niedersinken ließ, möchte erregt haben. Man denke doch nach, wie hart und wie sehr aller Schamhaftigkeit und feiner Empfindung zuwider es ist, daß einem Kerl wie diesem, welcher das gemeinste und ekelhafteste, ja niederträchtigste Ansehen hatte, ein wohlerzogenes ehrliches Mädchen ihre geheimsten Gedanken sagen soll. Man denke doch nach, wie unbeschreiblich alle Begriffe der gesunden Moral verwirret werden, wenn nach katholischer Behauptung irgend ein Mensch, geschweige denn ein solcher elender Bettler voll niederträchtiger Neigungen und Begierden, bloß weil die leere Ceremonie der Priesterweihe über ihm gemacht worden ist, Gott gleich sein, selbst mehr als Gott sein soll, Gott soll befehlen können, die Schlüssel zum Himmel haben soll, Sünden soll nach Gefallen vergeben oder behalten können! O Popery, what hast thou to answer for!“ (VII 130 f.). Die ganze Schilderung dieser Beichte ist doch nichts anderes als, um mit Nicolai zu reden, „das gemeinste und ekelhafteste, ja niederträchtigste“ Geschwätz! Woher weiß denn Nicolai auch nur das geringste von dem Kapuziner, auch nur das geringste von dem Mädchen! Und wie konnte er dessen Augenaufschlag, der übrigens ein Requisit seiner Schilderung katholischer Frauen war,¹ wahrnehmen, da sie doch im Beichtstuhl kniete! — Und wieder in Augsburg stößt er sich an den „sogenannten Regelschwestern oder Schwestern vom dritten Orden des heil. Franz, die man mit einem Spitznamen Stiefelnonnen nennt“. „Die verheirateten dritten Ordensschwwestern haben an gewissen Abstinenztagen (dergleichen Vigiliae großer Heiligen sind) das Verbot de non praestando debito conjugali. Desto freundschaftlichere Aufnahme lassen sie den PP. Kollektoren ihres Ordens, wenn sie auf dem Lande sammeln (Eier, Schmalz, Getreide etc. betteln) angedeihen“ (VIII 40 f. Anmerkung). Eine bei den Haaren herbeigezogene Verdächtigung, die den Stempel ödester beweisloser Schmähsucht an der Stirne trägt. Es handelt sich eben um „Möncherei“; und die muß in den Schmutz gezogen werden bei jeder sich bietenden Gelegenheit. — Auch in Nymphenburg hatten ihn die Kapuziner besonders irritiert, die er übrigens in einen recht malitiösen Zusammenhang mit den nebenan hausenden „sehr geselligen und sehr frei um sich her-

¹ Vgl. Aner S. 80 f.

sehenden“ „Nonnen de Notre Dame“ bringt.¹ „Ihre Gesellschaft die Kapuziner, als ob sie recht dazu ausgesucht wären, den Nonnen den Sieg über alle Begierden, die sich etwa unter Schleier und Skapulier einschleichen könnten, sehr leicht zu machen, haben das allerhäßlichste verworfenste Ansehen, das sich nur denken läßt . . . Ich hätte nicht geglaubt, es wäre möglich, daß Menschen so aussehen könnten; daß in lebenden Gesichtern Dummheit, Gefräßigkeit, Hartherzigkeit und Niederträchtigkeit so schreiend abgebildet, und Gottes Ebenbild gleichsam ganz ausgelöscht sein könnte. Mein Erstaunen über einen Kapuziner kann ich nicht beschreiben, der gerade neben mir niederkniete, so daß ich ihn bequem in der Nähe betrachten konnte. Es war ein langer hagerer dickknochichter Kerl, das Gesicht war eingefallen und runzlich; er hatte rote blekende Lippen, kleine Schweinsaugen, rollend und stumpfblinkend. Wenn er die Augen oft in seiner starren Andacht aufschlug, war das Widerwärtige und Widersprechende beinahe unausstehlich. Und solche ekelhafte Geschöpfe sollen Priester der Gottheit sein! . . . So etwas tierisches habe ich noch in keinem Menschengesichte gesehen . . . Ich will hoffen, daß sonst nirgends in der Welt solche scheußlich verzerrte lebendige Kreaturen vorhanden sein werden“ (VII 21-24).

Mit besonders liebevollem Interesse zeichnet Nicolai, der bei aller Gegnerschaft gegen Lavater dessen Vorliebe für physiognomische Studien² teilte, die Wiener Mönchsphysiognomien. „Der Stolz, den die meisten Mönche auf ihre Kutte setzen, macht mit den gar gemeinen und zum Teil ganz verschrobenen und verzerrten Gesichtsbildungen einen gar seltsamen Kontrast. Da gibt es Gesichter, dergleichen man sonst nirgends sieht: perpendikulare Stirnen und spitze Kinne dabei; heraus klotzende Augen und dabei einen beutelförmigen Mund; herabwärts gedruckte und doch aufgeblähte Nasen an einem durch öftere Verzuckungen gespannten Antlitze, und trübe Augen dabei. Ferner eine

¹ Die Kapuziner wohnten dicht neben dem Nonnenkloster „unter ebendem Dache, nur durch eine Mauer abgesondert; . . . sie verwalten die geistliche Ökonomie der schönen Nonnen.“ Diese hat Nicolai übrigens nur während der nachmittägigen Vesper in der Kirche „im vergitterten Chor auf ebener Erde“ gesehen und „herzrührend“ singen gehört. Sie waren „meistens jung und wohlgebildet; eine hatte eine wahre Pompadour- Physiognomie“ (VII 19-23).

² Vgl. Aner S. 80 f.

Menge kugelrunder, von Wohlleben aufgeschwelter Köpfe und Bäuche, die auf watschelnden Beinen einhergehen, welche die unförmliche Last kaum tragen können; steife lange Figuren, welche mit stierem Blicke über die Schulter nach den Weltleuten sehen, und mit dem ganz charakteristischen kurzen bedächtigen Mönchsschritte unter ihnen wandeln. Über alles dieses ist nun noch das mönchische Wesen im Blicke und Niederschlagen der Augen, in Kopfstellung, in Händebewegung, in allen Teilen der Stellung des Körpers, ganz unauslöschlich verbreitet. Es lassen sich keine stärkere, seltsamere, widersprechendere Kontraste an irgend einer Art menschlicher Körper so finden, als am Körper der Mönche“ (V 29 f.).

Auch Aner spricht (S. 81) angesichts solcher und ähnlicher Stellen von „gewissen derbpolemischen, ja haßerfüllten Wendungen, die sich neben den sachlichen, ruhigen Ausführungen hie und da finden“. Nur sind es deren sehr viel mehr, als das „hie und da“ ahnen läßt! In solch ruhiger Stimmung erscheint Nicolai das Mönchsleben geradezu „als etwas ungemein anziehendes“ „für den, der die Ruhe liebt“ (I 114) und „besonders für den, der das Studieren liebt“ (XII 155). „Lessing sagte mehr als einmal seinen Freunden, er wollte, wenn er zu einem gewissen Alter gelangt wäre, sich in ein Kloster begeben, um da ganz in Ruhe zu studieren. . . . Er sprach zuweilen mit ziemlicher Bitterkeit darüber, daß man in protestantischen Ländern alle Klöster abgeschafft hätte; welche er erhalten wissen wollte als Freistätten solcher Gelehrten, welche recht mit Muße studieren, besonders solche Wissenschaften kultivieren wollten, die viel Studium und daher viel Muße erfordern“ (XII 155 f.). Aber selbst bei solch ruhigen Ausführungen, zu denen ihn das gelehrte Leben in „Stift Banz und noch viel mehr in St. Blasien“ veranlaßt (XII 155), kommt immer wieder Nicolais innere Ablehnung alles Mönchtums zum Durchbruch. So gerade, wo er von Banz spricht. „Aber eben dieses Abhängen von dem guten oder bösen Willen der Obern, der blinde Gehorsam gegen deren Gebote; die Erlaubnis, die diese zum Denken und Tun geben; das Verbot, nicht weiter zu denken, nicht weiter tätig zu sein, als sie es erlauben; diese ganze Klosterdisciplin mit allen ihren Folgen, die so leicht in Möncherei ausarten kann, könnte schon, wenn es auch

nichts anders täte, einen denkenden Menschen abschrecken“ (I 115 f.). Besonders stößt er sich an den vielen nach seiner Meinung völlig wertlosen, nur die kostbare Zeit den Mönchen wegnehmenden „Opera operata, als da sind das Chorgehen (das tägliche Absingen oder Abplärren gewisser Gebeter und Kollekten im Chore), das Ablesen des Breviers, das Beichtsitzen, das Messelesen, die Processionen und andere klösterliche Pflichten“ (I 114, XII 157). „Ich schätze und liebe“, so schreibt er aus Anlaß eines beabsichtigten Besuches des Augustinerstifts St. Michael zum Wengen bei Ulm, den er aber doch lieber unterlassen hat, weil er „der Möncherei und Pfafferei zu sehr überdrüssig“ geworden, „auch gewiß jeden rechtschaffenen Katholiken; und ein Mönch oder Priester, der in seinem Stande nach Vermögen Gutes zu tun sich bestrebt, ist mir zwiefach ehrwürdig. Aber die Ansicht des Klosterlebens an sich und des damit unwiederbringlich verknüpften mönchischen Wesens hat so etwas finsternes, dem wahren Zweck der menschlichen Gesellschaft so widersprechendes, daß ich kein Kloster, auch nicht das beste, ohne eine Mischung trauriger Empfindung sehen und verlassen kann“ (IX 113–115). „Und,“ fügt er in der Anmerkung zu S. 114 bei, „man müßte nicht ein Protestant sein, man müßte es nicht mit dem menschlichen Geschlechte gut meinen, wenn man nicht wünschte, daß auf eine billige und gesetzliche Weise endlich alle Mönche und Möncherei abgeschafft werde, und damit auch die Jesuiten, die nicht Mönche sein wollen und es doch sind, und der Jesuitismus, der ärger ist als Möncherei.“ Selbst an Gerbert, den er doch ganz besonders hochschätzt, an dem er „das offene Gesicht, die heiteren Mienen, sein unbefangenes und freundliches Wesen“ rühmt (XII 84), findet er, „den trübe schwimmenden Blick ascetischer klösterlicher Abtötung“, der ihn „damals an diesem Manne wirklich frappierte“ (XII 84). Bei einem anderen Anlaß entdeckt er „an ihm plötzlich die stiere klösterliche Miene voll mönchischer Andacht“ (XII 134). Und er erklärt schließlich: „Ohne alle Folgen kann freilich auch der beste Kopf und das beste Herz nicht von erster Jugend an die widernatürlichen klösterlichen ascetischen Übungen ertragen“ (XII 85).

Die Jesuiten sind — wie wir eben gehört haben — der Gegenstand ganz besonderer Abneigungen und Befürchtungen Nicolais

gewesen. „Ich kann sehr wohl einzelne Jesuiten lieben und schätzen, da es gewiß gelehrte und redliche Leute in diesem Orden gibt. Aber den Orden, als Orden, kann ich nie lieben; denn dessen ganze Verfassung, dessen blinder Gehorsam, dessen Bestreben, alles in der Welt auf den Orden zu ziehen, und dessen daher entspringende Tätigkeit sich in alles zu mischen, ist das verderblichste Ding für das menschliche Geschlecht, das jemals erdacht worden ist“ (II 647 f. Anmerkung; vgl. IV 643 f. Anmerkung).

„Unter allen Hierarchien aber ist die schädlichste die jesuitische Hierarchie. Selbstsüchtig, ausschließend und unterdrückend mehr wie andere, dabei mehr konsequent und ineinander passend, listiger und tätiger als irgend eine andere. Keine weiß, so wie sie, die dummsten und die fähigsten Köpfe zu ihrer Absicht aufs vollkommenste zu brauchen; und die ununterbrochene Absicht ist: daß alles, es sei was es sei, durch den Jesuitenorden geschehe, daß auf diese Art die ganze Welt von dem Jesuitenorden abhänge, und daß allenfalls eher die ganze Welt untergehen möge, als daß nicht der Jesuitenorden empor käme“ (IV 711).

„Die Jesuiten übertreffen die Mönche weit an Schlaugigkeit und beständigen Intriguen. Sie haben die meisten Anhänger unter den Weltlichen. Sie stimmen laut in das Geschrei wider die Mönche ein, nach deren reiche Einkünften jetzt alles lüstern ist. Sie rufen beständig: Man müsse die Mönche abschaffen, man müsse anstatt ihrer sich der Weltgeistlichen bedienen, und siehe da! diese Weltgeistlichen sind die Jesuiten selbst, die allenthalben recht affektieren, sich diesen Namen beizulegen“ (VI 740).

„Die Jesuiten, ob sie gleich dem Anscheine nach aufgehoben sind, haben doch in allen katholischen Ländern wenig oder nichts verloren, und am allerwenigsten in Baiern. Sie haben daselbst bei Hofe und im Lande den größten Einfluß; und im Grunde geschieht nichts, was sie nicht wollen“ (VI 727; vgl. 729–738).

— Nicolai hat, wenn er auch vielfach gut orientiert war und vieles wußte und richtig sah, was anderen entgangen ist, doch oft sehr verkehrte, ja die übertriebensten Vorstellungen von dem Einfluß der Jesuiten seiner Tage im Dienste der Verbreitung des Katholizismus. Hinter allem sieht er ihre Hand am Werke. Sogar hinter der protestantischen „Deutschen Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“, welche von dem früheren Senior des

geistlichen Ministeriums in Augsburg, Hr. Urlsperger, in Augsburg gegründet worden ist und die sich in vielen deutschen Städten ausgebreitet hatte (VII 91–101). Sie ist ihm „nichts als eine protestantische Jesuitengesellschaft“ (VII 96). Ihr unbekannter „dirigierender Hauptmittelpunkt“ ist die Gesellschaft Jesu (VII 96 und 99 f.). Man hat Nicolai wegen solchen grenzenlosen Argwohns „Jesuitenriecherei“ zum Vorwurf gemacht. Das Wort wurde von J. G. von Zimmermann in seinem Buche „Friedrich d. Gr. und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode“ (Leipzig 1788 S. 87 f.) in Umlauf gesetzt. „Das Schlagwort fand eine ungewöhnlich große Resonanz. Besonders berüchtigt war Berlin als Sitz dieses Treibens, wo Nicolai im Verein mit den Herausgebern der Berliner Monatsschrift Gedike und Biester¹ sich als Jesuitenriecher bekannt machte.“² „Goethe spielte auf den Jesuitenriecher Nicolai an, wenn es im Faust heißt:

Sagt, wie heißt der steife Mann?
 Er geht mit stolzen Schritten.
 Er schnopert, was er schnopern kann. —
 „Er spürt nach Jesuiten.“³

Das am wenigsten erfreuliche Kapitel in dem Verhältnis Nicolais zum Katholizismus ist seine Beurteilung der in der katholischen Kirche herrschenden Mißbräuche oder jener kirchlichen Einrichtungen, die er in seiner Unkenntnis katholischen Wesens als Mißbräuche angesehen hat. Es ist kein Zweifel, daß dem geschärften Auge des seit langem an die Kritik gewöhnten und von der Kritik fast lebenden Publizisten und der inneren stets wachen Antipathie des aufgeklärten Protestanten gegen den Katholizismus (vgl. Aner S. 79) die in der Tat bestehenden zahlreichen und beklagenswerten Mißstände und Mißbräuche in der damaligen katholischen Welt Süddeutschlands besonders auf-

¹ Siehe oben S. 71.

² Vgl. Otto Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch (Straßburg u. Berlin, Trübner 1906) S. 146–148.

³ L. Koch S. J., Jesuiten-Lexikon. Die Gesellschaft Jesu einst und jetzt. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei 1934) Col. 926. — Die Stelle steht, wie Herr Kollege W. Brecht die Güte hatte mir mitzuteilen, im I. Teil des Faust, Walpurgisnachtstraum, Intermezzo (Jubiläumsausgabe XIII Verse 4319–4322).

gefallen sind. Dazu kommt, daß seine ortskundigen Gewährsmänner, Leute aus den gebildeten Kreisen namentlich des Beamtenstandes, denen er seine Formulierungen nicht selten vor dem Druck vorlegte, vielfach — wie er selbst — dem Orden der Freimaurer angehörten und sehr gut Bescheid wußten. Ein wahres Musterbeispiel eines solchen Gewährsmannes ist der aufgeklärte Wiener Staatsrat und dramatische Dichter, der Konvertit Freiherr von Gebler, dessen Briefwechsel mit Nicolai (die Jahre 1771 bis 1786, wo Gebler starb, umfassend) uns R. M. Werner in dem Buche „Aus dem Josephinischen Wien“ (Berlin, W. Hertz 1888) vorgelegt hat. Er war es, der Nicolai — er hatte dessen Gunst wegen seiner unbedeutenden Dramen gesucht — in Wien bekannt gemacht, auch beim Fürsten Kaunitz eingeführt hat; der ihn hilfreich mit Material und Ratschlägen für seine Reisebeschreibung unterstützte und ihn dabei besonders über die gefährliche Macht der Jesuiten unterrichtet hat. Nicolai wie Gebler und andere Wiener Freunde des Berliner Verlegers waren sehr tätige Freimaurer.¹ „In dieser Verbindung mit den Freimaurern liegt allerdings auch wieder eine Einschränkung der Zuverlässigkeit und Unbefangenheit Nicolais. Er hörte nur die Stimmen der Liberalen und Unkirchlichen“!² So dürfen wir uns nicht wundern, wenn er entsprechend den antikatholischen Tendenzen seines Reisewerkes (vgl. Auer S. 29) auf die polemische Schilderung solcher Zustände einen sehr großen Wert legt. „Denn von dem Vorrecht des Publicisten und Agitators, seine Ansichten bei jedem neuen Anlasse wieder auszusprechen und das Nämliche nach Umständen zum hundertsten Mal zu sagen, macht er sehr ergiebigen Gebrauch.“³ Mit dem Eifer eines Kammerjägers macht er auf seiner Reise Jagd auf alle möglichen „seltsamen katholischen Pfaffereien: Gebetbücher, Bruderschaftsbücher, Heiligenbilder, Gesänge und dergleichen“ (V 42); „Bruderschaftsbücheln, Gebete, Segen, Ankündigungen von Ablässen und anderes solches

¹ Beide haben sich darüber wiederholt in ihren Briefen ausgesprochen; in den Briefen vom 2. Mai 1784 (S. 119 und 157 Anm. 153), vom 28. Sept. 1784 (S. 121–124), vom 1. März 1785 (S. 125), vom 6. März 1785 (S. 127–130), und vom 16. Juni 1786 (S. 132).

² So Gustav Rümelin, Nicolai und sein Reisewerk über Schwaben [= Reden und Aufsätze. Neue Folge. II. (1881) 418 f.]. Die Stelle ist von mir gesperrt.

³ Rümelin aaO. S. 434.

Zeug, worin die allerungereimtesten Fratzen vorkommen“ (VI 713). Seine Absicht dabei war, das Riesenhaus der katholischen Kirche als unsauber in Verruf zu bringen und vor weiterem Zuzug in dasselbe alle Welt zu warnen. Deshalb breitete er diese ganze z. T. wirklich wenig erfreuliche, z. T. aber auch völlig harmlose Fauna in seiner Reisebeschreibung wieder vor seinen Lesern aus, „damit man sehe mit welchen Absurditäten sich noch Millionen Menschen ernsthaft beschäftigen“ (V 42). Die Bände, welche Nicolai jeweils Ribbele zugeschickt hat, strotzten geradezu von solch polemischen Schilderungen wirklicher oder vermeintlicher Mißbräuche. „Diese Bände sind abermals,“ schreibt ihm Ribbele nach Empfang des Wien betreffenden V. und VI. Bandes, „voll von widrigsten Schilderungen; und gute Züge sind so gar selten, daß Leute, die die Sache nicht besser kennen, notwendig zu unserem Hasse verleitet werden“ (15, 26–29). Und als er den VII. Augsburger Band erhielt mit dem Bemerkten Nicolais: „Ich wünschte, daß Sie diesen Band (in dem ich zwar genötigt bin, mich über die Mißbräuche in Ihrer Kirche sehr freimütig zu erklären) ohne Mißvergnügen lösen und ich hoffe es“ (17, 4f.), da antwortete Ribbele: „Ihren VII. Band werde ich mit gewohnter Kaltblütigkeit lesen“ (18, 8f.). Es gehörte wirklich eine große Kaltblütigkeit dazu, diese fortwährenden kränkenden Ausfälle und beleidigenden Äußerungen immer wieder zur Kenntnis zu nehmen und ruhig zu bleiben. Zumal da sie mit jener schon oben S. 61 berührten Sucht zur bösen Satire und zum verletzenden Spott vorgesetzt wurden. Fichte hatte nicht so ganz unrecht, wenn er von Nicolai sagte: „Dabei hatte er eine große Liebhaberei zum Witze, und seinen Geist schon früh bei den geistreichen Engländern, den Shaftsbury, Buttler, Smollet, den Verfassern des John Bunkle u. a. in die Nahrung getan. Dennoch behielten bis in sein goldenstes Zeitalter — das der Gundiberte¹ und der witzigen Teile von den Reisen — seine Spässe eine gewisse dicke Zähheit, Plattheit und Gemeinheit“ (S. 43). „Für welchen satyrischen Kopf und durchtriebenen Schalk er sich gehalten, ist daraus zu ersehen, daß er die Horazisch-Shaftsburysche Maxime, durch das

¹ Der Roman „Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts“ (1798) war gerichtet gegen die Philosophie Kants und seiner Schule. Vgl. Aner S. 29 f.

Lächerliche die Torheit an den Tag zu bringen, zu der seinigen gemacht und bis an sein Ende geglaubt, daß er der geborene und bestellte Verfolger aller Torheit durch jene Waffen des Lächerlichen sei“ (S. 45). Meist verblendet der Haß; manchmal spürt er aber auch mit treffsicherem Blick sehr schwache Seiten des Gegners auf. So hat Fichte trotz offener ungerechter Übertreibung wieder etwas Wahres von Nicolais Wesen getroffen, wenn er meint: „Der Kreis, in welchen das Nicolaische Vermögen gebannt blieb, war der der Anekdote und der Curiosität. Es war ihm Herzensfreude, wenn die Untersuchung sich dahin lenkte“ (S. 69). Ich glaube, man wird der Eigenart Nicolais in seiner Polemik gegen den Katholizismus am besten gerecht, wenn man diese Schilderungen der (vermeintlichen oder wirklichen) Mißbräuche, zu denen Nicolai bei jedem sich auch nur von ferne bietendem Anlaß immer wieder zurückkehrt, psychologisch aus dieser Neigung erklärt.

Ich halte es weder für wünschenswert, noch aus Anlaß dieser Untersuchung für notwendig, den Leser mit der Wiedergabe aller dieser Dinge, die sehr bald ihren Reiz verlieren, zu behelligen. Nur eine allgemeine Übersicht und ein paar dieser Schilderungen muß ich zur Begründung des Urteils von Ribbele vorlegen.

Daß der aufgeklärte Berliner Protestant an den meisten spezifisch katholischen Andachtsübungen, die er in Süddeutschland gesehen hat, Anstoß nahm, wird uns nach allem Gehörten nicht mehr überraschen. Er erstaunt in München, „daß fast kein Tag im Jahre ist, wo nicht mit unnützer Werkheiligkeit, mit Andachten, Ablässen, Litaneien, Vespern usw. die Zeit verdirbt wird“ (VI 712). „Alle Einwohner Baierns und der obern Pfalz, wo 28 709 Kirchen und Kapellen in gar keiner Proportion zu der Anzahl der Örter und der Bevölkerung stehen, ergeben sich auf eine übermäßige Weise den mechanischen Andachtsübungen. Bruderschaften, Processionen, Wallfahrten, Litaneien, Gnadenbilder, Amulette, Ignazibleche, Skapuliere, geweihte Lichter und was der Fratzen mehr sind, werden von allen Ständen äußerst hoch gehalten“ (VI 713). „Millionen von Katholiken . . . verehren geradezu die Heiligen, ebenso wie Gott und noch mehr“ (V 34 f.). „Die Reliquien und deren Verehrung sind den

Protestanten besonders anstößig, und gewiß auch allen vernünftigen Katholiken. Der Eigennutz der Pfaffen hat einer Menge von elenden Knochen, Haaren und anderm unnützen Zeuge einen hohen Wert beigelegt. . . . Die Reliquien werden von bigotten Tröpfen häufig verehret und geküsst“ (V 44). Mit Entrüstung weist er es zurück, daß selbst Protestanten „die Verehrung der Heiligen und sogar die absurde Verehrung der Totenknochen und alten Lumpen, die man Reliquien nennt“ verteidigen (VIII 110 f.). „Ebenso unsinnig wie die Reliquien sind die sogenannten Gnadenbilder, nämlich solche Heiligenbilder, von welchen vorgegeben wird, daß sie Gnaden ausgeteilt, d. i. Wunder getan und in verschiedenen Krankheiten und anderen Gebrechen Hilfe geleistet hätten. Nur der beschränkteste Kopf kann solche Torheiten glauben; gleichwol werden sie von vielen tausend Katholiken noch bis auf den heutigen Tag geglaubt und von der Geistlichkeit, soviel nur immer möglich ist, fortgepflanzt. In Wien sind fast in allen Kirchen dergleichen Gnadenbilder“ (V 46 f.). Im Stephansdom wird ein „auf ein Brett gemaltes Bild der Maria mit dem Christkinde (aus dem Dorfe Pötsch in der Erlauer Diöces in Ungarn)“ verehrt, weil aus den Augen des Marienbildes Tränen geflossen seien. Nicolai begegnet diesem Wunderglauben mit folgendem für den Aufgeklärten charakteristischen Aufwand: „Das kann und muß kein Protestant glauben, der weiß, was ein Bild, was ein Brett und was weinen ist. . . . Nach gesunder Physik und Anatomie ist das Unsinn; denn Tränen können nicht durch das Äußere des Auges, sondern durch Absonderung in den inneren Teilen entstehen, die ein Brett gar nicht hat; und Wasser, das aus einem Brette läuft, ist also keine Träne“ (II 666 f.) — Und von der „Kopie des Gnadenbildes der Jungfrau Maria aus der Kirche Mariahilf bei Passau“, das in der Mariahilfer Vorstadt von Wien verehrt wird, berichtet er: Trotz des großen Rufes, in dem dies Andachtsbild stand, „konnte dieses Bild, als die Türken 1683 vor Wien kamen, sich selbst nicht helfen, sondern würde mit der Kapelle, worin es stand, verbrannt sein, wenn es nicht in die Stadt wäre gerettet worden. Aber der dicke Aberglauben, in welchen Österreich damals versunken war, verhinderte zu begreifen, daß ein Bild, das sich selbst in der Not nicht helfen konnte, noch weniger bei anderer Not vermöchte. Das Zutrauen

fand sich doch wieder“ (III 56 f.). — Von der Mariensäule in München berichtet Nicolai: „So oft ich vorbei ging, lagen stumpfsinnige Menschen an den Stufen dieser Säule und baten die taube eiserne Maria, wer weiß warum, vielleicht um Ausrottung der Ketzereien, wie es noch bis jetzt jedem katholischen Kinde in der Kinderlehre anbefohlen wird“ (VI 516). „Die taube eiserne Maria“ und „das Marienbild, das sich selbst in der Not nicht helfen konnte,“ sollten in der Absicht Nicolais wohl Witze sein. In Wirklichkeit sind es Plattheiten, die ihren Urheber nicht gerade empfehlen.

Besonders unverstündlich waren ihm die Wallfahrten, für die ihm jedes psychologische Verständnis abging. Sie sind ihm nicht bloß „elender frömmelnder Müßiggang“ (I 111), sondern sie sind ihm auch „schändliche Ausbrüche des Aberglaubens, der Dummheit und der Zügellosigkeit“ (I 112). „Die Sünden, welche die Teilnehmer an solchen Wallfahrten begehen, machen ihnen nicht den geringsten Kummer; denn sie können unterwegs in allen Kirchen, wo sie durchgehen, beichten und sich absolvieren lassen. Sobald sie die Absolution empfangen haben, betrachten sie die Sünde als nicht geschehen; und so meinen sie das Vergnügen des Müßiggangs und das Vergnügen der Sünde ohne Gewissensbisse und ohne andere schlimme Folgen zu genießen“ (I 111). „Es werden offenbar auf einer solchen Wallfahrt alle Arten von Sünden, besonders Sünden des Fleisches ohne alles Bedenken in Menge begangen, in der gewissen Überzeugung, daß durch die gleich darauf folgende Beichte und Absolution diese Sünden, so gut wie die vorher geschehenen, sind abgewaschen worden. Es läßt sich nichts denken, wodurch Müßiggang, Aberglauben und Immoralität gemeinschaftlicher befördert würden“ (V 75). — Die gleiche Vorstellung von Sündigen und Absolution begegnet uns in Nicolais Auffassung des Ablasses. „Ablaß zu erhalten ist bei allen diesen Segen, Wallfahrten, Processionen und Bruderschaften immer der große Zweck. Der Begriff vom Ablaß und dessen Erlangung, so wie er in der katholischen Kirche allgemein gäng und gebe ist, zerstöret, wie ich schon bemerkt habe, die wahren Begriffe von den moralischen Folgen der Handlungen und ist gewiß eine von den wirksamsten Ursachen der Immoralität, die man in katholischen Landen findet; so wie die

durch die mehrern mechanischen Religionsübungen erwachsene Faulheit zum Teil die Ursache ihres minderen Wohlstandes ist“ (V 86). „Der katholische Laie begehet soviel Sünden als er Lust hat, gewinnt darauf vollkommenen Ablass, durch allerhand mechanische Gebete, Andachten und Bußen, glaubt, daß nun alle Folgen seiner Sünden ganz vernichtet sind, und sündigt nach Herzenslust weiter, weil er alle Tage neuen Ablass gewinnen kann“ (V 87 f.).

In diesem Zusammenhang kommt Nicolai auch auf die Frage der priesterlichen Absolutionsgewalt im Bußsakrament zu sprechen: „Die Hierarchie hat ihre ungerechte Herrschaft über das menschliche Geschlecht hauptsächlich dadurch zu befestigen gewußt, daß sie sich das Recht Sünden zu vergeben ausschließlich anmaßte und auch herrliche Einkünfte davon gezogen hat und noch solange ziehen wird, als Menschen so einfältig sein werden zu glauben, was man ihnen vorsagt“ (V 87). „Der dummste Kapuziner (vgl. oben S. 79 f.) sitzt da und will dem aufgeklärtesten Gelehrten die Sünde vergeben“ (V 101). „Es läßt sich nichts erdenken, was offenbar unmoralischer ist, als solche Lehre. Wenn einer seine Sünden herplappert und sie einem Priester, welcher doch auch ein sündiger Mensch ist, offenbaret d. h. beichtet, und von demselben die Worte „absolvo te“ höret; soll er dadurch in der Gnade Gottes sein! Wie folgt das? Wie kann das folgen? Wahrhaftig, die Päpste haben wohl Jahrhunderte lang den Verstand der Menschen verkrüppeln müssen, ehe sie ihnen solche Vorurteile als Wahrheit haben aufbürden dürfen. Wie? Ein Mensch, und wenn er auch der allernichtswürdigste wäre, wenn er auch selbst unmoralisch lebte, bloß, weil er die Priesterweihe empfangen hat, welche doch eine bloße leere und willkürliche Ceremonie ist, soll einen andern Menschen mit seinem kahlen „absolvo te“ aus einer Todsünde heben und in Gnade Gottes setzen können. Alle gesunde Begriffe von Logik und Moral müssen verwirrt werden, wenn man sich so etwas einbilden will. O! Ihr guten katholischen Männer!“ (V 95 Anmerkung. Vgl. oben S. 80). Es ist klar, daß ein Rationalist, der jede übernatürliche Offenbarung ablehnt, der dementsprechend nicht an den Gottmenschen Jesus Christus glaubt und nicht an die Stiftung und Ausstattung der Kirche durch denselben, sach-

lich nicht sehr viel anders über Hierarchie und Schlüsselgewalt hat urteilen können; daß es gerade in diesen Formen geschehen ist, ist aus der ganzen seelischen Struktur Nicolais zu erklären.

Besonders zeigt sich Nicolais Schmähsucht, wenn er von den katholischen Geistlichen spricht. Weder der hohe noch der niedere Klerus ist vor den frivolen Verdächtigungen des Mannes sicher, dem der Coelibat der Geistlichen nichts anderes ist als „eine offenbar land- und sittenverderbliche Sache“ (VII 56). So schreibt er vom Wiener Klerus: „Ich will nur die überaus große Menge junger Geistlichen erwähnen, alle von Jugend auf zum Genusse des Lebens gewöhnt, alle mit Beneficien versehen, welche zum Genusse des Lebens Mittel darbieten, alle lebend in Wien, wo alle Stände Genuß des Lebens suchen, alle in ihrem Cölibate lechzend und durstend nach Genuß. Man sehe auf der anderen Seite die überaus große Menge junger und schöner Stubenmädchen, welche alle um 18 oder 24 Fl. jährliches Lohn dienen, und alle vom Kopfe bis auf die Füße in Seide und goldenen Spitzen geputzt erscheinen. Ich weiß nicht, ob in den funfzig Schriften, welche 1781 in Wien über die Stubenmädchen geschrieben sind, erklärt ist, wie dieses zusammenhängt; aber es läßt sich ohnedies wohl erklären“ (III 197). Und dann versichert der Biedermann noch: „Ich rede sehr ernsthaft über einen Gegenstand, dem man so gern einen lustigen Anstrich gibt, und welcher denselben so leicht annimmt“! (III 198). — „Die große Menge von Geistlichen muß in Wien sehr auffallen; und ebenso sehr fällt es auf, wie wenig geistlich der größte Teil davon ist. Allerdings gibt es eine Anzahl rechtschaffener frommer eifriger Leute, denen die Pflichten ihres Standes am Herzen liegen und die demselben wahre Ehre machen. Aber sonst ist auch bei den Katholiken der geistliche Stand sehr oft nichts als ein Gewerbe oder eine Lebensart, die man ergreift, ohne daß man weiter die Gesinnung im geringsten ändern dürfte. Man kann heute Soldat, Kaufmann, Nichts oder was man will sein, und in sechs Monaten geistlich werden. Dazu gehört nicht viel. Einen titulus her, und man wird Priester! Man darf dann allenfalls nicht in Form heiraten, muß die Haare rund frisieren lassen, anstatt sie in einen Haarbeutel zu stecken, muß einige äußerliche geistliche Gebräuche mitmachen, muß genaue Kenntnis von Anwendung dieser Ge-

bräuche haben und täglich das Brevier beten. Wenn dieses vorbei ist, hält man sich alles erlaubt, besonders wenn es nicht bekannt wird. Es sind viele hunderte und tausende in Wien und an vielen anderen Orten, welche denken: *Si non caste, tamen caute!*“ (V 17–19). Man merkt die Absicht dieser „ernsthaften“ Klage und wird verstimmt. Man lese weiter. — „In der Gegend (von Passau) und besonders auch in Wien ist die Schönheit der Passauerinnen sowie der Linzerinnen nicht unbekannt . . . Es ist auffallend, daß es hier (in Passau), besonders unter den gemeinen Leuten weiblichen Geschlechts, ganz andere Physiognomien gibt, als (um Lavaterisch zu reden) die kleinbürgerlichen Physiognomien in Nürnberg und Regensburg. Es ist natürlich zu fragen: wie gehet dies zu? Macht der gute Geschmack der Domherren in einer geistlichen Stadt das Blut um so viel schöner? — Denn allerdings haben in einem solchen Staate die Domherren vielen Einfluß, weil jedermann an das *Capitulum regnans sede vacante* denkt! — Oder macht es die schöne bergigte Gegend, die reinere Luft? Oder was ist sonst die Ursache?“ (II 463 f.). — Auch an dem greisen Fürsterzbischof von Wien, Kardinal Migazzi, der in den Zeiten der Josephinischen Reformen wahrhaftig seinen Mann gestellt hat, mußte sich Nicolai reiben. Er schildert mit der absoluten Verständnislosigkeit des ungläubigen Protestanten und der Respektlosigkeit des aufgeklärten Spötters die Wiener Fronleichnamsprozession und berichtet über den sakramentalen Segen des Kardinals vom Altar der Dreifaltigkeitssäule: „Es fielen die Soldaten, nach kommandiertem Tempo, auf das rechte Knie, nahmen ihre Mützen und Kaskette ab und präsentierten mit entblößtem Haupte das Gewehr. Zugleich fielen die vielen tausend versammelten Menschen, soweit das Gesicht des Erzbischofs reichte, auf dem Platze und selbst in den Häusern, auf die Knie und empfangen — Nichts! Denn von der Bewegung der Luft, welche von den erzbischöflichen Fingern¹ kreuzweis durchschnitten ward, empfand sicherlich niemand etwas. Und wenn er die Finger zu rühren unterlassen hätte, so hätte die zur Erde nieder-

¹ Natürlich wurde der Segen nicht mit der Hand gegeben, sondern mit dem *Sanctissimum* d. i. „das hochwürdigste Gut oder die geweihte Hostie oder der Fronleichnam (*Corpus Christi*) in einer prächtigen Monstranz von dem Kardinal-Erzbischofe getragen“ (V 70).

geworfene Menge auch nichts weniger gehabt. Er allein stand da in der vollen Glorie seines erzbischöflichen Ansehens. . . . Ein solcher Frohnleichnamsegens . . . muß das Gefühl eines Menschenfreundes empören . . . Was ist an einem solchen erzbischöflichen Segen wichtig oder nützlich? Der Kardinal schneidet ein Kreuz in die Luft, viele Tausend fallen demütig auf die Knie, bilden sich ein, sie wären gesegnet, und bleiben gerade so wie sie vorher waren, außer daß die Stunden, welche sie auf die Procession und den Segen verwandten, verlorene Zeit sind. Wohl dem Menschen, der sich auf den Segen Gottes verläßt! Gott kann segnen, — aber nicht der von kräftigen Brühen und feinen Frikasseen rund und feist gewordene Finger eines Erzbischofs. Oder der Finger eines Papstes, der die Kreuzschnitte, die er mit seinen Fingern in die Luft zu Wien über viele tausend Menschen machte, zum Werkzeuge seiner Herrschaft über ihre Beutel und Gewissen zu brauchen zur Absicht hatte“ (V 71–73).

Das mag genügen! Ich wiederhole ausdrücklich: Vieles von dem, was Nicolai als Mißbrauch tadelt, war mit Recht zu tadeln, weil es wirklich Mißbrauch gewesen ist. In der Heiligenverehrung, in der Reliquienverehrung, in der Bilderverehrung, bei den Wallfahrten, im Ablasswesen gab es damals in der Tat eine Fülle von beklagenswerten, zum Teil schlimmen Mißständen. Auch im Leben des Welt- und Ordensklerus war vieles zu beanstanden. Für den Kenner der Kirchengeschichte überhaupt und der Josephinischen Zeit im besonderen ist das nichts Überraschendes. Seit den Tagen des Heilands gab es im Leben der Kirche immer und überall das Unkraut neben dem Weizen. „Lasset beides wachsen bis zur Ernte.“ Aber Nicolai hat — um beim Bilde zu bleiben — „beim Sammeln des Unkrautes zugleich auch den Weizen mitausgerissen“ (Matth. 13, 29 f.), weil er nicht zwischen beiden hat unterscheiden können. In seiner Auffassung und Schilderung werden Mißbräuche und wesentliche Formen des katholischen kirchlichen Lebens unterschiedslos in einen großen Topf zusammengeworfen und in gleicher Weise als *éine massa damnata* verworfen. Es fehlt ihm, dem aufgeklärten ungläubigen Rationalisten, wie jeder Maßstab so jede Fähigkeit, heiliges Brauchtum in Sakramenten und Sakramentalien und unheiligen Mißbrauch zu unterscheiden.

Darauf hat ihn schon Ribbele hingewiesen. „Mißbräuche bedauern wir selbst; wo werden Sie aber ein Land finden, wo es keine dergleichen gibt. Ich sah in protestantischen Ländern, die ich bereiset, größere und wichtigere, aus welchen ich aber das Übrige nicht beurteile!“ (15, 42–45).

Wie mag im übrigen die Lektüre dieser Bände mit ihren vielen, oft so maßlosen Ausfällen und widrigen Schilderungen, von denen wir eine Probe kennenlernten, auf Ribbele gewirkt haben? Das zu erraten ist nicht schwer. Aber welchen Ausdruck hat er seinen Gefühlen zu geben für richtig und zweckmäßig gehalten? Er erwiderte Nicolais wiederholte Versicherungen der „Hochschätzung und Liebe“ (4, 48; S. 30 Anm. 2; 9, 60) mit der gleichen Zusage: „Auch ich liebe und schätze Sie, obwohl ich von ganz anderer Gesinnung und Denkungsart als Sie bin“ (15, 22 f.; 18, 41; 10, 41; 6, 39). „Wir Katholiken sind eben sowohl als Sie aus dem nämlichen Gesetze zu dieser allgemeinen Pflicht (der Nächstenliebe) verbunden; und wenn ich aus den heutzutage häufig an das Licht tretenden Schriften urteilen sollte, müßte ich fast glauben, daß diese Pflicht besser von unserer Seite als von der Ihrigen beobachtet werde“ (6, 40–44). Aber bei aller Liebe und Hochschätzung bemerkt er: „Ich gehöre doch zu Ihren Freunden; und dieses gibt mir das Recht, mich freimütig zu äußern, wenn ich nicht ein Heuchler werden will“ (15, 51–54). In einem der letzten seiner Briefe an Nicolai vom 26. Oktober 1786 klagt Ribbele demselben mit der ihm eigenen Bescheidenheit, aber offen und unmißverständlich seine schmerzliche Enttäuschung über die Reisebeschreibung. „Ihre Schreibart ist freilich freimütig, deren es aber an der gehörigen Mäßigung, Toleranz und Liebe gebricht. Sie vergessen öfters jenen Respekt, den uns gegen gewisse Personen das Gesellschaftsband als Pflicht auferlegt. Ja ich muß Ihnen als Ihr Freund bekennen, daß nur gar zu oft Leidenschaft und Vorurteil sehr hervorbreche, die sich weder verbergen, weder entschuldigen läßt. Daher sich nicht zu verwundern, daß Eckartshausen und andere auch selbst von Ihrer Religion hart über Sie gesprochen haben. Wir Katholiken dürften es nicht wagen, auf gleiche Art über Ihre Religion und deren Diener loszuziehen, ohne uns den Reichstag und dessen Ungnade über die Köpfe herzuziehen; wir müssen dermalen alles über uns

schreiben, predigen und hergehen lassen und sind deswegen die einzige wahre praktische Toleranten. Nehmen Sie, bester Freund, meine Freimütigkeit gut auf. Es ist Pflicht für mich, die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie nicht, daß ich aus Leidenschaft oder Vorurteile so mit Ihnen spreche. Ich hab Ihre Schriften reif überdenkt. Wenn ich politisch dachte, hätte ich Gründe, Sie zu schonen; ich würde aber hierdurch die Wahrheit und Freundschaft verletzen, die mir lieber als mein Leben sind. Ich schätze Sie dennoch, weil ich Sie als einen rechtschaffenen Mann kenne, der schreibt, wie er denkt, obwohl seine Gedenkungsart vielleicht reiner sein könnte“ (18, 18–40). Bevor ihm noch Nicolai auf diesen Brief erwidert hat, schrieb ihm Ribbele am 4. Januar 1787: „Ich hoffe nicht, daß mein letzteres Schreiben E. W. werde beleidiget haben. Wenigstens ware dieses von meinem Herzen sehr weit entfernt. An meine Freunde, unter welchen Sie gewiß einen vorzüglichen Rang haben, schreibe ich offenherzig ohne Schmink; ich lobe das Gute und rüge das Fehlerhafte und erwarte von Ihnen die nämliche Liebe. Irre ich in meinem Urteile, so erwarte ich Belehrung, die aber gründlich sein muß, und ich danke dafür. Dieses erkenne ich als wahre Freundschafts-Pflicht, die ich heilig halte auch noch gegen jene, die sich von mir entfernt und gar Feinde geworden sind“ (19, 1–10).

Was Nicolai auf diese zwei Briefe geantwortet hat, wissen wir nicht. Denn sein letztes Schreiben an Ribbele vom 1. Februar 1787 ist bedauerlicherweise wie viele andere verlorengegangen. Vielleicht dürfen wir aber aus der Antwort Ribbeles vom 29. März vermuten, daß eine Erkältung zwischen beiden eingetreten ist. Wenigstens legen die Worte Ribbeles (20, 6 ff.): „Mir ist nichts anderes mehr übrig, als Sie zu bitten, was wir Ihnen für die überschickte „teutsche Bibliothek“ schuldig sind, bekannt zu machen, damit ich solche abführen könne“, diese Auffassung nahe (vgl. jedoch S. 55 Anm. 4). Dieser 20. Brief ist das letzte Schreiben der Korrespondenz.

Was wir im vorausgehenden von Nicolais Beurteilung des Katholizismus kennengelernt haben, ist das Urteil des aufgeklärten Rationalisten, der bei seiner Ablehnung jeder übernatürlichen Offenbarung ganz naturgemäß kein inneres Verhältnis zum positiven Christentum gewinnen konnte. Es ist das Urteil

eines ungläubigen Protestanten, der nicht einmal in der Lage war, der gläubigen orthodoxen protestantischen Kirche gerecht zu werden. Es ist das Urteil eines Mannes, der aber doch noch Protestant genug war, um alles Katholische mit dem Winkelmaß und der Elle seines dogmenfreien Protestantismus zu messen, und der sich wunderte, daß die katholische Kirche katholisch war. Es ist das Urteil eines antikatholisch und durchaus polemisch eingestellten Tendenzschriftstellers, der mit den Zielen einer wirklich wissenschaftlichen Erkenntnis und Würdigung der Dinge nichts zu tun hatte. Und es ist schließlich das Urteil eines Spötters, der seine Sätze in der Absicht, den Gegner durch Lächerlichkeit zu schädigen, meist noch übergossen hat mit der Lauge seines oft verletzenden Witzes. So sehr ich dem Urteil Aners zustimme, „daß Nicolais Toleranz vor den Schranken der katholischen Kirche entschieden Halt machte“ (S. 115), daß seine „Feindschaft gegen die römische Kirche ein schroffe“ gewesen ist (S. 115), daß er sich „in tiefster Seele als Protestant gefühlt und den Katholizismus mit seltener Frische des natürlichen protestantischen Empfindens abgelehnt“ hat (S. 79 f.), so sehr muß ich ihm widersprechen, wenn er „konstatirt“ haben will, „daß sich Nicolais Ausstellungen am Katholizismus zur Höhe wahrhaft religiöser Kritik erheben“ (S. 82). Ich möchte meinem Widerspruche gegen diese wahrhaft romantische Übertreibung kein weiteres Wort der Kritik beifügen. Denn ich glaube, Nicolai selbst, wie er in seinem Reisewerk heute noch „menschlich, oft allzu menschlich“ leibt und lebt, würde, halb erschrocken, halb geschmeichelt wohl auch, solch ein hohes Lob als unverdient von sich weisen!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte der philosophisch-historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München](#)

Jahr/Year: 1935

Band/Volume: [1935](#)

Autor(en)/Author(s): Nicolai Friedrich, Pfeilschifter Georg

Artikel/Article: [Friedrich Nicolais Briefwechsel mit St. Blasien. Ein Beitrag zu seiner Beurteilung des Katholizismus auf Grund seiner süddeutschen Reise von 1781 1-97](#)